This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

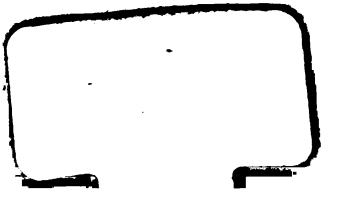
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

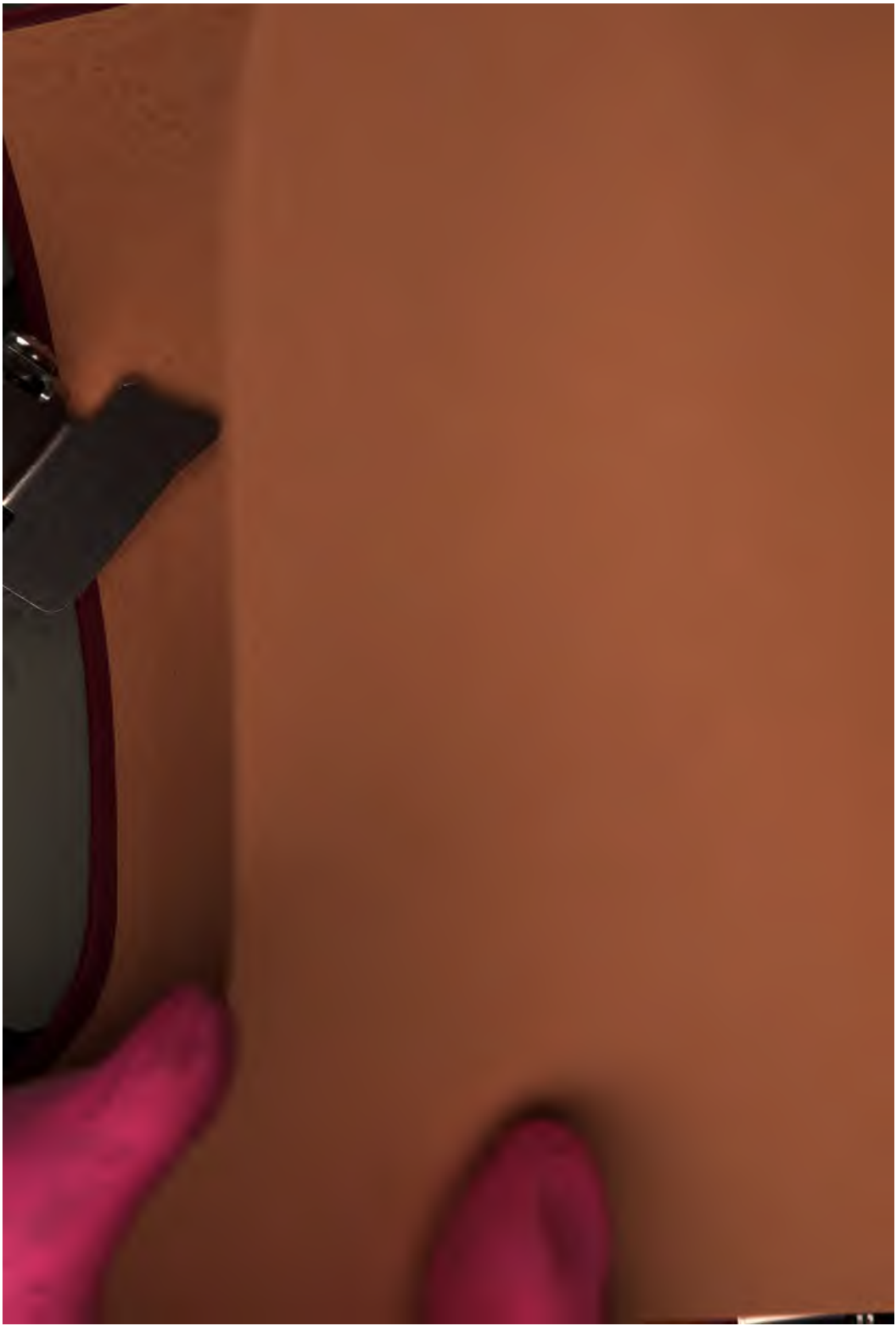
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Er Richa. (Das alte Jericho).

Palästina

Land und Leute.

Reiseschilderungen

von

W. Bambus.

Berlin 1898
Verlag: Siegfried Cronbach.

776

Herrn Doctor Hirsch Hildesheimer,

seinem hochverehrten Freunde, dem eifrigsten Förderer aller Bestrebungen zur Wiederbesiedelung Palästinas, zum Zeichen seiner Hochachtung und Ergebenheit gewidmet vom

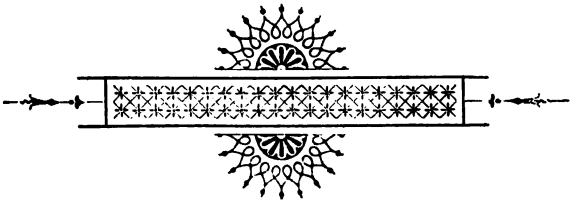
Verfasser.

Bei der grossen Anzahl von Reiseschilderungen, die heute schon über Palästina vorhanden sind, erscheint es etwas gewagt ein neues Buch über dieses Land zu schreiben, um so mehr, als ich garnicht in der Lage bin, tiefgelehrte Forschungen über die alten Baudenkmäler oder die Resultate der Ausgrabungen in Jerusalem etc. meinen Lesern zu geben. Dennoch dürfte die vorliegende Schrift in dieser umfangreichen Litteratur eine Sonderstellung einnehmen, weil ich als Jude und strenggläubiger Jude den Verhältnissen der Juden Palästinas und besonders dem interessanten Versuche der jüdischen Ackerbaukolonisation im heiligen Lande besondere Aufmerksamkeit schenkte. Seit 40 Jahren, seit der Reise nach Jerusalem von Ludwig August Frankl, ist keine Schilderung einer Reise nach dem gelobten Lande von jüdischem Standpunkt aus in deutscher Sprache erschienen. Darum glaube ich, dass meine Schrift vielleicht eine Lücke ausfüllen kann.

Ich habe die Verhältnisse in Palästina genau so wiedergegeben, wie ich sie im Herbst 1895 sah, obwohl

ich die grossen Fortschritte der letzten zwei Jahre wohl zu würdigen weiss; doch schien mir eine Rücksichtnahme darauf der Schilderung die Naturtreue zu rauben.

Allen unseren Freunden im heiligen Lande, die uns damals in reichem Masse durch Liebenswürdigkeiten jeder Art die Reise verschönerten, sei dafür an dieser Stelle unser wärmster Dank nochmals dargebracht.



I.

Endlich war mein Wunsch seiner Erfüllung nahe, nach so langem Sehnen, nachdem ich viele Jahre umsonst gehofft hatte, das Land der Ahnen, das ehrwürdige Palästina sehen zu dürfen, war es mir endlich gelungen die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich dieser Reise entgegensetzten. Im Herbst 1895 erhielt ich den erbetenen Urlaub und die Unterhandlungen, die ich mit einigen Zionsfreunden gepflogen, schienen auch zum guten Resultat zu führen, denn eine ganze Gesellschaft fand sich anscheinend bereit, an der Reise teilzunehmen. Allein mannigfache Hindernisse stellten sich dennoch wieder ein, ich musste Woche um Woche die Abreise verschieben und endlich kamen die Herbstfeiertage heran. So ungünstig die Zeit indessen war, ich mochte nicht noch länger warten und trat schliesslich am 24. September die Reise an, nur von einem Freunde, dem Dr. L. begleitet, da die andern erwarteten Teilnehmer teils zurückgetreten waren,

teils ihrerseits die Reise schon begonnen hatten. Unsere Ausrüstung war die denkbar einfachste, obwohl man uns mit allerlei guten Ratschlägen, erbetenen und unerbetenen, überhäuft hatte. War man doch in Berlin, selbst in den Kreisen, die es hätten wissen müssen, noch der Ansicht, dass eine Reise nach Palästina ein ordentliches Wagstück sei, in ein Land, wo es keine Hotels und keine Eisenbahnen, ja kaum Wege gäbe, wo die wilden Beduinen hausen, das Klima gefährlich und kein rettender Arzt zur Hand sei. Vielerlei Correspondenzen mit in Palästina ansässigen Juden hatten mich indess schon lange zu der Ueberzeugung gebracht, dass derartige Fabeln eben Reste alten Vorurteils sind und wir nahmen daher nur mit, was der Reisende bei einer sechswöchentlichen Reise in Europa ebenfalls mit sich führt. Nicht einmal Waffen hielten wir für nötig und wir haben weder diese noch etwas anderes vermisst. Eine Reiseapotheke, die wir uns schliesslich von einem befreundeten Arzte aufdrängen liessen, brachten wir fast unbenützt (nur einige Rhabarberpillen haben wir gebraucht) wieder nach Hause und das Insektenpulver anzuwenden, wovon wir einen grossen Vorrat gekauft hatten, bot sich nur einmal Gelegenheit und zwar in Neapel. Nicht einmal diese berechtigte Eigentümlichkeit von Ganz- und Halbasien hat in den jüdischen Kolonien Palästinas der Kultur

Stand gehalten. Dagegen leistete uns eine Reihe von Empfehlungsbriefen, in erster Linie ein sehr liebenswürdiges Schreiben des Herrn Elie Scheid, Directors der unter dem bekannten Protektor stehenden Kolonien, sehr gute Dienste und wir statten dem Herrn Scheid nochmals unseren besten Dank dafür ab.

Am Dienstag, den 24. September reiste ich über Breslau, wo ich einen Tag bleiben wollte, nach Wien, mein Gefährte Dr. L. sollte mir am nächsten Morgen folgen und in Breslau wollten wir uns treffen. Indessen die Reise begann gleich mit einem kleinen humoristischen Abenteuer. Als ich in Breslau zur verabredeten Zeit zur Bahn kam, war Dr. L. nicht angekommen, ich musste einen Zug auslassen, telegraphierte nach Berlin und erhielt die Antwort, dass Dr. L. zur richtigen Zeit abgereist war. Das war merkwürdig, aber es liess sich nichts weiter trotz vielfachen Depeschierens ermitteln und ich setzte Abends meine Reise nach Wien fort, in der Hoffnung, ihn dort zu treffen. Indessen schon in Oderberg klärte sich die Sache auf, denn dort stand Dr. L. wohlgemut auf dem Perron mich zu erwarten und erzählte mir schmunzelnd, dass er so gut in der Bahn geschlafen, dass er den Aufenthalt des Zuges in Breslau gar nicht gemerkt hatte. So konnte es denn vereint weiter gehen und dies war besonders für Dr. L. gut, denn im Misstrauen gegen

seine Fähigkeit mit Geld umzugehen und in übertriebenem Vertrauen auf meine Kassierertalente hatte er mir seine ganze Reisekasse anvertraut und wäre so beinahe in peinliche Verlegenheit gekommen.

Von Wien ging es ohne Aufenthalt mit der Südbahn weiter nach Triest, wir hatten kaum soviel Zeit, mit einem Fiaker, der aber den Ruf der Wiener Schnellfahrer rechtfertigte, von der Nord- zur Südbahn zu rasen und in den Zug zu springen. Die Strecke ist zu bekannt, als dass ich sie beschreiben dürfte, für uns Norddeutsche indessen, die nur wenig Gebirge vorher gesehen hatten und dann auch nur die niedrigen Berge der norddeutschen Ebene, wie den Harz etc., bot die Fahrt über den Semmering und durch Steiermark des Interessanten viel, weniger freilich die Gesellschaft in unserem Coupé. Wir hatten Gelegenheit bei den mitreisenden österreichischen Glaubensgenossen jenen unverbesserlichen Optimismus wiederzufinden, dessen Kurzsichtigkeit schon so viel Schaden angerichtet hat. Gerade damals begannen die Antisemiten Wiens ihren Siegeslauf, aber die Juden, die wir sprachen, nahmen die Sache nicht ernst und meinten, keine Regierung würde eine Herrschaft der Antisemiten dulden. Die Entwickelung hat ihnen Unrecht gegeben und auch eine entschlossene Gegenagitation der österreichischen Juden hätte den Sieg der Antisemiten vielleicht nicht auf-

halten können, aber jene hätten dann wenigstens die Ehre gerettet!

Einen wunderbar schönen Anblick hatten wir gegen Ende der Eisenbahnfahrt, als wir uns Abends Triest näherten und schon vorher am Meeresufer entlang fahrend die See vom prachtvollsten Mondenschein beleuchtet unübersehbar sich erstrecken sahen, während die Schlösser und Häuser am Ufer sich klar von der Meeresfläche abhoben. In Triest hatten wir einige Stunden Aufenthalt, um dann um 1 Uhr Nachts auf den Dampfer zu gehen und uns nach Venedig einzuschiffen. Das Wenige, was wir von der lebhaften österreichischen Seestadt sahen, gefiel uns recht gut und wir bedauerten hier. wie auf der weiteren Reise so oft, dass die karg bemessene Zeit meines Urlaubs so zur Eile drängte.

Das adriatische Meer war ganz ruhig und die Ueberfahrt nach Venedig ein rechter Genuss, entzückend auch die Ankunft in der alten „Königin des Meeres“ zu früher Morgenstunde. Am Marcoplatz ging der Dampfer vor Anker, wir stiegen in eine Barke und liessen uns zur Bahn rudern und da wir zwei Stunden Zeit hatten, so mieteten wir die Barke gleich, um auf den Kanälen der berühmten Seestadt eine kleine Rundfahrt zu halten, die sich reichlich lohnte. Um 9 Uhr ging es schon weiter, es war am Tage vor Jomkippur

und wir mussten noch bis Bologna kommen, wo wir an diesem Feste zu bleiben gedachten, sonst hätten wir Venedig nicht so schnell wieder verlassen. Seit zwei Tagen hatten wir zudem nichts weiter genossen, als was wir mitgenommen und ausserdem Brot und Getränke. In Bologna sollte nun auch unser Magen sein Recht erhalten und als wir um 3 Uhr anlangten, schickten wir unser Gepäck in das Hotel, wir selbst begannen die Suche nach dem koscheren Restaurant. Dies war aber keine leichte Sache, wir verstanden beide kein Italienisch und die guten Bologneser kein Deutsch oder Französisch. Endlich hatten wir uns doch nach der via Battisasso durchgefragt, wo das in Kaufmanns Kalender genannte Restaurant Cacciatore sein sollte. Es fand sich wirklich in einem versteckten Winkel, aber o weh! die Wirtin, ihre Tochter, das Zimmermädchen, sie verstanden alle nur Italienisch. Nun begann eine amüsante Unterhaltung, alle drei Damen redeten mit dem grössten Eifer auf uns ein, nur verstanden wir leider nichts, während jene doch begriffen, dass wir essen wollten, übrigens vergnügten wir alle uns sehr gut dabei. Schliesslich stellte sich heraus, dass die Mittagszeit vorbei und wir erst wieder Abends etwas erhalten konnten. Das war schlimm, aber es half nichts, wir redeten unserem brummenden Magen mit Kaffe und Kuchen gut zu und benutzten die freie

Zeit, um in den Strassen Bolognas zu bummeln. Die Stadt gefiel uns ausserordentlich und die alten Gebäude gaben eine schöne Vorstellung von einer mittelalterlichen italienischen Stadt, in der die Kämpfe zwischen Welfen und Gibellinen tobten und die stolzen Adeligen von ihren burgartigen Palästen aus sich auf den Plätzen und in den Strassen der Stadt Gefechte lieferten. Auch zwei schiefe Thürme an der Porta di Ravenna, von denen der eine sehr hoch ist, gehören zu den Sehenswürdigkeiten Bolognas. Endlich versöhnte das Abendessen, das wir um 4½ Uhr in dem Restaurant Cacciatore erhielten, unsern Magen wieder mit der Reise und nachdem wir uns zu dem 24stündigen Fasten gestärkt hatten, begaben wir uns um 5½ Uhr in die Synagoge. In der Jomkippurnacht hatten wir ein seltsames Abenteuer. Des Fasttages halber konnten wir nichts unternehmen und hatten daher schon zeitig unsere Betten aufgesucht. Nachts weckt mich Dr. L.: „Bambus, es regnet.“ „Meinethalben, lassen Sie mich schlafen,“ erwiderte ich verdriesslich im Schlafe gestört zu werden, drehe mich um und will weiter schlafen. Allein Dr. L. giebt keine Ruhe und erklärt mir, dass es im Zimmer regnen müsse. Das war nun sehr merkwürdig, denn das dreistöckige Hotel machte einen sehr guten Eindruck, wir wohnten im zweiten Stock und es war gar nicht verständlich, dass es soweit durchregnen

sollte. Ich verbitte mir daher, dass mich Dr. L. immer im Schlaf stört, er bleibt dabei, dass sein Bett schon ganz nass sei. Gerade will ich grob werden, da fällt mir ein Wassertropfen auf die Nase und bleibt nicht der einzige. Nun half es nichts, ich musste wohl auch an den Regen glauben, der schnell so heftig fiel, dass die Betten vollständig durchnässt wurden. Des Jomkippur halber konnten wir kein Licht machen, auch nicht nach der Bedienung klingeln, wir mussten also in stockfinsterer Nacht aus den Betten und uns ein trockenes Eckchen im Zimmer suchen, was uns erst nach vieler Mühe gelang. Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als wir nach der so unangenehm verbrachten Nacht am Morgen die ganze Stube voll Wasser und unsere Anzüge, Koffer, etc. total durchnässt finden, aber beim Heraussehen aus dem Fenster die Strasse ganz trocken sehen. Das muss ein Spezialregen in unserem Hotel gewesen sein! Die merkwürdige Geschichte fand endlich morgens eine scherzhafte Aufklärung, über uns war die Waschküche, irgend eine dienende Donna hatte dort den Wasserhahn offen gelassen und uns so das zweifelhafte Vergnügen eines Regens speziell für uns verschafft. Es bedurfte einer ganzen Kompagnie Scheuerfrauen, die in unser Zimmer drangen und mit Eimern das Wasser heraustrugen, um den Schaden einigermassen wieder gut zu machen. Die kleine Epi-

sode trug gerade nicht dazu bei, durchnässt, wie wir waren, unsere Stimmung zu verbessern, desto mehr aber haben wir später über unseren Spezialregen in Bologna gelacht.

Viel weniger als die schöne Stadt gefiel uns die jüdische Gemeinde derselben und das religiöse Leben der dortigen Juden. Es war ein eigentümliches Missgeschick, dass wir den höchsten Festtag des Jahres in einer Umgebung verleben mussten, in der religiöse Weihe und Andacht nicht aufkommen konnten. Wir waren natürlich zu Kol Nidre in Schul gegangen, pünktlich um 5½ Uhr, wie man uns gesagt hatte, aber wir fanden noch nicht einmal Minjan dort vor. Die Synagoge selbst, ein kleiner schmuckloser Saal, hatte nur 72 Sitzplätze, die durch einige hineingestellte Stühle etc. auf etwa 100 erweitert werden konnten. Da die Gemeinde 820 Seelen zählt und dies das einzige Gotteshaus ist, muss das Bedürfnis nicht gross sein. Wir sahen aber bald, dass selbst der kleine Raum noch viel zu gross sei für die Beter, denn nachdem um 6½ Uhr, also eine Stunde nach dem offiziellen Beginn, endlich Minjan zusammen gekommen war, natürlich uns zwei Fremde mitgerechnet, füllte sich die Synagoge nur mühsam nach und nach und erst kurz vor Schluss des Gottesdienstes war sie einigermassen voll. Natürlich erregten wir einiges Aufsehen, aber leider konnten wir

uns nicht verständigen, denn wie schon erwähnt, verstanden wir beide nicht italienisch, die anwesenden Gemeindemitglieder aber keine andere Sprache, sodass wir darauf angewiesen waren, mit dem Rabbino Maggiore, der wenige Brocken Französisch verstand, einige Unterhaltungsversuche zu machen. Ein Versuch, den Dr. L. machte, sich mit diesem geistigen Führer der Bologneser Juden in hebräischer Sprache zu unterhalten, scheiterte kläglich. Man bat uns am Morgen pünktlich in der Synagoge zu sein und wir kamen dieser Bitte nach, aber leider fast allein, erst um 8 Uhr kam der Oberrabbiner und dann allmählich auch Minjan zusammen. Aber welch eine Andacht war dies überhaupt! während Rabbiner, Vorbeter und zwei Assistenten die Gebete sprachen, ging die Unterhaltung hin und her, jeden Augenblick standen die Leute auf, machten sich gegenseitig Besuche, redeten den Oberrabbiner oder den Vorsteher an und kein Mensch kümmerte sich um Ordnung. Nicht einmal während der Predigt schwieg das Geplauder und ich habe Leute beobachtet, die während der ganzen Zeit ihrer Anwesenheit nicht ein Wort gebetet haben. Freilich waren die meisten nicht lange in der Synagoge, zu jeder Mahlzeit begann das Gehen und Kommen von neuem und es war buchstäblich kein Mensch den vollen Tag unausgesetzt im Gebetsraum. Und die Toilette der Leute gar! In Werktagskleidern,

beschmutzt, bestaubt, mit der brennenden Cigarette im Munde, dem Stöckchen in der Hand, so kamen sie am Jomkippur in die Synagoge. Kaum, dass sie in der Vorhalle die Cigaretten aus der Hand legten, die Stöcke aber nahmen sie mit hinein. Der Vorbeter konnte nicht leinen, der Oberrabbiner las ihm aus einem punktirten Texte in seinem Buche vor und jener sprach nach, aber ohne dass jemand wusste, an welcher Stelle der Thorarolle das gelesene stand. Kurz es war eine Travestie des Gottesdienstes, wie ich sie noch nicht gesehen hatte und nicht wieder zu sehen hoffe.

Angewidert von diesem Benehmen und bedauernd, dass wir den hohen Festtag in solcher Umgebung verbringen mussten, verliessen wir um 6¼ Uhr nach Schluss des Gottesdienstes die Synagoge, um in aller Eile in das Hotel zu stürmen und direkt auf die Bahn zu fahren. Es war die höchste Zeit, denn um 7 Uhr ging der Zug und wir konnten als einzige Erfrischung nach dem Fasten nur rasch eine Tasse schwarzen Kaffes herunterstürzen. Unterwegs fanden wir noch einen Moment Zeit etwas Brot zu kaufen, das wir dann im Coupé verzehrten.

Im Allgemeinen fanden wir die Italiener stets liebenswürdig und zuvorkommend, und da wir in der dritten Klasse fuhren, es iu Italien aber keine vierte giebt, so kamen wir ziemlich viel auch mit den unteren

Schichten in Berührung. Wir können nur sagen, dass dieselben sich sehr nett und gebildet benehmen. Freilich kamen auch Ausnahmefälle vor, z. B. auf dieser Nachtreise sass ein entlassener Soldat im Coupé, der mit seinen Erlebnissen und Sprachkenntnissen renommirte, in Massauah gekämpft haben wollte und auf die „porci tedesci", die „deutschen Schweine" schimpfte. Als ihn nun aber Dr. L. erst französisch, dann englisch, spanisch, schliesslich arabisch ansprach und er nicht darauf zu antworten wusste, hatten wir die Lacher auf unserer Seite und dem Renommisten wurde die Sache dann ungemütlich, so dass er in ein anderes Coupé stieg. Dagegen fuhr ebenfalls mit uns ein freundlicher älterer Herr, mit dem wir uns ganz gut unterhalten konnten, er hatte einmal lateinisch gelernt und suchte nun diese seine alten Kenntnisse hervor, während auch wir die klassische Sprache der alten Römer radebrechten. So ging die Sache ganz gut, bis wir bei Tagesanbruch soviel zu sehen bekamen, dass wir die Gespräche vergassen. Wir fuhren jetzt durch Unteritalien und die weissen Städte, die sich so scharf von der Umgebung abhoben, die wie eingestaubt aussehenden Olivenwaldungen mit ihren graugrünen Blättern, das nahe adriatische Meer, an dessen Küste wir fuhren, und last not least, die fremdartigen Menschentypen, alles fesselte unser Interesse. Gegen Abend kamen wir in Brindisi an und eilten

sofort nach dem Hafen, wo der grosse englische Dampfer, mit dem wir fahren wollten, schon lag. Hier erhielten wir die betrübende Nachricht, dass kein Platz mehr sei, und dass wir, es war Sonntag, bis Mittwoch warten müssten. Dann ging wieder ein Dampfer und zwar einer des österreichischen Loyd. Was half unser Murren? wir mussten uns den Aufschub gefallen lassen und versuchten, die Sehenswürdigkeiten von Brindisi in Augenschein zu nehmen. Allein deren gab es keine, es hätten denn die Massen Fliegen sein müssen, denn soviel dieses lästigen Geschmeisses hatten wir noch nicht gesehen. Brindisi ist eine schmutzige Stadt, der Hafen war, trotz einiger Ozeandampfer ziemlich tot, eine jüdische Gemeinde giebt es nicht, so dass uns jeder Anknüpfungspunkt fehlte und wir fassten daher raschen Entschluss. Noch drei Tage unsere Speisen und Getränke, ja eigentlich uns selbst gegen die Angriffe der Fliegen verteidigen, wäre zu schwer gewesen, wir setzten uns Montag früh auf die Bahn und fort ging es quer durch Italien nach Neapel.

Die Eisenbahnstrecke führt durch wenig bewohntes Land, zuerst nach Taranto, dessen entzückende Lage sich unserem Gedächtnisse fest einprägte, dann nach dem alten Samnium, dessen von Schluchten durchschnittenes Terrain mit zahllosen Bergen und Hügeln einen sehr interessanten Anblick bot. Leider liegt hier

fast alles wüst, die Hirten weiden hier ihre Schafe mit der Flinte auf dem Rücken, während weder Wälder noch Dörfer oder Getreidefelder zu sehen sind. Nur an den Bergen hängen die Gebirgsstädtchen, ein überaus malerischer Anblick. Oft sind in diesen kleinen Städten auch die Ruinen alter Burgen zu sehen, fast alle sind noch heute mit Mauern umgeben. Das durchschnittene Terrain macht viele Tunnels nötig auch halb offene Galerien, einmal geht sogar der Zug in einem Tunnel quer durch den Berg, auf dem das Städtchen Picerno liegt. An interessanter Reisegesellschaft fehlte es uns nicht und wir konnten allerlei Volksstudien machen. Einige Handwerker, die uns begleiteten, sangen uns die Garibaldihymne, worauf ihnen Dr. L. zum Dank das schöne Lied mit allen Variationen lehrte:

Liebe Tante, sei so gut,
Schenke mir 'nen Cylinderhut etc.

Die eifrigen Schüler glaubten natürlich die deutsche Nationalhymne zu lernen. Mit einem anderen Reisegenossen, einem gescheuten, jungen Manne von 17 Jahren, Gymnasiasten in Metapont, schlossen wir gar Duzbrüderschaft und als wir uns verabschiedeten, trennten wir uns nach süditalienischer Sitte mit herzlichen Küssen und Umarmungen. Ob wir ihn wohl einmal wiedersehen werden?

War schon die bisherige Fahrt landschaftlich sehr anregend gewesen, so war es der folgende Teil noch mehr, wir kamen nämlich jetzt an den vielgepriesenen Golf von Salerno und dann an den Meerbusen von Neapel. Diese Gegend ist wahrlich eine Perle der Erde und von allen den schönen Landschaften, die wir auf der weiten Reise gesehen haben, die bei weitem schönste, den See von Tiberias allein ausgenommen. Links von der Bahn die mit grossen und kleinen Schiffen, mit Ozeandampfern wie mit Segelboten und Ruderkähnen belebte See, rechts die wundervoll bewaldeten Berge, dann der Vesuv mit der Rauchsäule über dem Gipfel, durch die von Zeit zu Zeit Flammen leuchteten, rings die blühenden Städte und Dörfer und die ganze Gegend übersäet mit einer Menge von Villen, die aus dem Grün der Wälder hervorleuchten, alles in der Stimmung des eben dämmernden Herbstabends, es war ein zauberhafter Anblick, den wir in der Stunde vor der Einfahrt in den Bahnhof von Neapel genossen. „Neapel sehen und dann sterben!“ Diesen Spruch lernten wir auf unserer Fahrt begreifen!

Naturgemäss suchten wir überall zuerst unsere Glaubensgenossen auf und so wollten wir es auch in Neapel thun. Obschon es 9 Uhr Abends war, nahmen wir einen Fiaker an der Bahn und fuhren nach der Strada Capella vecchia, wo nach Kaufmanns Kalender ein koscheres Restaurant sein und ein Rabbiner Pro-

fessor Cameo wohnen sollte. Aber wir wurden arg enttäuscht, einen Professor Cameo kannte man dort gar nicht, ein jüdisches Restaurant auch nicht und schon der Begriff Jude schien unbekannt. Spät war es und lange suchen ging nicht an, wir nahmen daher zunächst ein Logis in einem Hotel zweiten Ranges und fanden hier Gelegenheit das mitgenommene Zacherlin zu verwenden. Früh am Morgen begann die Suche nach den Juden wieder, deren es doch Tausend in Neapel geben sollte. Der Wohnungsanzeiger, der in seinem Schlussteile ähnlich wie bei uns die Confessionen aufzählt, weiss nichts von Juden, in dem Café Gambrinus, wo es deutsch redende Kellner gab, konnte man uns nichts weiter raten, als uns an die Polizei zu wenden und wir machten denn auch diesen Versuch. Dort empfing man uns sehr liebenswürdig, war gleich zur Auskunft bereit und schrieb uns die Adresse der Synagoge auf. Da diese aber in einem argen Winkel versteckt sein sollte, empfahl es sich, gleich einen Führer zu nehmen, mit dessen Hilfe wir auch schliesslich hingelangten. Indessen die Mühe war umsonst, die angebliche Synagoge war die griechisch-orthodoxe Kirche. Nun ging das Fragen wieder los und schliesslich begann die Suche mit unserem Führer aufs Neue. Abermals umsonst, denn nun waren wir in die armenische Kirche geraten. Nochmals durch Gassen und Gässchen und endlich in

einem Hinterhause wieder eine christliche Kirche. Jetzt zurück zur Polizei: „wir kennen keine Juden weiter als die genannten!?“ dasselbe auf dem Hauptbureau der Polizei, an der Post ebenso und wir mussten endlich das Forschen aufgeben. Den Rest des Tages benutzten wir zu einem Besuch in dem reichen Museum von Neapel und zu einem Ausflug nach San Elmo, wobei uns leider das schlechte Wetter sehr störte. Endlich Abends beim zwecklosen Herumschlendern in den Strassen finden wir ein Firmenschild mit der Aufschrift: „Baruch Fratelli.“ Hurrah, endlich Juden! Es waren auch solche, der Inhaber, der zeitweilig in Hamburg gelebt hatte, sprach sogar noch etwas Deutsch und gut Französisch, er erzählte uns, dass in Neapel einige hundert Juden leben, die aber alles jüdische soweit abgestreift haben, dass das Volk sie gar nicht mehr als Juden kennt.

Neapel erscheint dem Nordländer schon äusserst fremdartig, die Leute leben auf der Strasse, dort essen sie, dort schlafen sie, dort arbeiten sie sogar, wenn sie dies überhaupt für nötig finden. Abgesehen von den wenigen schönen Hauptstrassen macht Neapel einen sehr schmutzigen Eindruck, in den kleinen Nebengässchen läuft allerlei Vieh und Geflügel so frei auf der Strasse umher, wie bei uns auf dem Hofe, frühmorgens sahen wir, wie der Hirt durch die Strassen zog, vor manchen Häusern stehen bleibend und schellend,

worauf dann Kühe resp. Ziegen herausgeführt wurden, mit denen er weiter auf die Weide zog. Abends hatten wir wieder das Schauspiel den Hirten seine Herde stückweis abliefern zu sehen. Gelegentlich kommt wohl auch ein Milchmann mit einer Kuh, die er in der Strasse melkt, um den harrenden Leuten sofort die Milch in ihre Töpfe zu füllen.

Auch in Bezug auf die Bettelei ist Neapel obenan. In keiner andern Stadt sind wir so oft und so unverschämt angebettelt worden und nirgends, selbst im Orient nicht, ist das Bakschischgeschrei so lästig, wie in Neapel. Uebertroffen wird diese Belästigung nur noch von einer anderen, nämlich von der Hartnäckigkeit, mit der die Fiakerkutscher das Publikum zum Fahren einladen. Wiederholt ist solch Kutscher 5 Minuten lang neben uns hergefahren uns immer von neuem zum Einsteigen einzuladen. Die Aufdringlichkeit der Neapolitaner Kutscher hat nur noch ein Seitenstück, das sind die Kairenser Stiefelputzer.

Es ist selbstverständlich, dass nach so kurzem Aufenthalt man nicht an eine eingehende Beschreibung denken kann, haftet doch auch der Blick nur an dem äusserlichsten und nur dieses soll wiedergegeben werden.

Am Montag waren wir angekommen, Mittwoch früh verliessen wir Neapel wieder um nach rascher Reise durch das schöne Italien Abends in Brindisi ein-

zutreffen, wo unser Dampfer schon lag. Da wir uns diesmal die Plätze telegraphisch gesichert hätten, so waren nicht mehr viele Formalitäten zu erledigen, wir konnten uns bald auf das Schiff begeben und fort ging es, dem ersehnten Ziele zu.

II.

Die Seefahrt ist manchmal ein Genuss, manchmal auch nicht! Das wurden wir gewahr, als sich unser Dampfer in Bewegung setzte, und ich rate jedem, der das Mittelmeer zu durchfahren beabsichtigt, wenn es ihm irgend möglich ist, sich einen grossen Dampfer, am besten einen der Indien- oder Australienfahrer auszusuchen, es sei denn, er wäre völlig seefest. Wir waren nicht so klug gewesen, unser Dampfer war ein kleines Schiff des österreichischen Lloyd von älterer Bauart und nur sehr mässig und ohne jede Eleganz eingerichtet. Die „Thalia" rollte und stampfte trotz der ruhigen See fürchterlich und wir litten daher stark unter der Seekrankheit. Während Dr. L. schon den zweiten Tag wieder munter war, konnte ich mich während der ganzen Fahrt nicht erholen, trotzdem das Wetter prachtvoll und das Meer spiegelglatt war, bis wir an das Land kamen. So hatte ich auch wenig von der Reisegesellschaft, obwohl manche interessante Leute darunter waren, so ein Lazaristenpater aus Köln,

der nach dem Orient ging, die dortigen Klöster seines Ordens zu revidieren, und mit Dr. L. religiöse Gespräche anknüpfte, auch natürlich vergebliche Bekehrungsversuche machte. Dann reiste ein jüdisches Ehepaar mit, das geflissentlich vermied, sich als Juden zu erkennen zu geben und mit offenbarem Staunen sah, dass zwei gebildete Europäer noch so „veraltet“ sein konnten, die Speisegesetze sogar auf dem Schiffe zu beobachten.

Am Mittwoch Abend waren wir auf das Schiff gegangen, Sonnabend gegen Mittag näherten wir uns schon der ägyptischen Küste, was man lange, ehe man sie sah, an der grünen Farbe des Meeres erkennen konnte. Unser Dampfer musste in Alexandrien zwei Tage Station machen, diesen Aufenthalt wollten wir zu einer Fahrt nach den Pyramiden ausnützen. Nachmittags kam Alexandrien in Sicht; die erste Stadt des Orients, die wir betreten sollten, lag hingestreckt an dem niedrigen, sandigen Ufer mit seinem grossen, reich belebten Hafen resp. Rhede, in dem wir Schiffe aller Nationen, darunter auch gewaltige Panzerschiffe erblicken konnten. Sobald der Sanitätsoffizier unser Schiff freigegeben, begann nun das oft beschriebene orientalische Gewühl. Alexandrien ist ja eine Grenzstadt des Orients und Occidents, das sah man sofort bei der ersten Annäherung, und so war denn auch die

Menschenmenge, die sich auf unser Schiff stürzte, aus den mannigfaltigsten Elementen zusammengesetzt. Echte Orientalen in langen, bunten, vielfach geflickten und noch öfter zerrissenen Hemden, dazwischen Europäer nach der neuesten Mode von Paris gekleidet, bald mit dem Fez, der roten Filzmütze, bald im schönen Gegensatz dazu mit dem spiegelblanken Cylinder auf dem Kopfe, kohlschwarze Neger, braune und gelbe Aegypter, sonnenverbrannte Europäer, die schon halb oder fast ganz orientalisiert waren, und andere neu Angekommene, deren helle Farbe sich noch ebenso auffällig in dem Gewühl geltend machte, wie ihre weissen Tropenanzüge.

Noch eigentümlicher ist natürlich der Gegensatz bei der Damenwelt. Neben der alten Negerin, die ihrer Hässlichkeit halber nicht verschleiert zu gehen braucht, die Araberin mit dem eigentümlichen Schleier vor dem Gesichte, der die Augen frei lässt, in den mannigfaltigsten meist dunkelen Farben gekleidet, die eingeborene Christin, die unverschleiert geht und die Pariser Mode mit wenig Geschick zu copieren bestrebt ist und die Europäerin der verschiedenen Länder, die noch die Mode ihres Heimatlandes befolgt. Es ist ein bunter, aber sehr interessanter Mischmasch, den das Sprachengewirr noch babylonischer macht.

Zahllose Lastträger in allen Farben, die sich auf unser Gepäck stürzen, und daneben würdig drein-

schauende europäische Hoteldiener, die die Reisenden anrufen. Mit Mühe erwehren wir uns der allzugrossen Zudringlichkeit und übergeben unser Gepäck einem Diener aus dem Hotel des Voyageurs. Die Douane in der ägyptischen Hafenstadt, offenbar von englischen Beamten organisiert, zeichnet sich durch ihre Akkuratesse ebenso wie durch die Höflichkeit ihrer Beamten vorteilhaft vor allen, die wir auf der Reise kennen gelernt haben, aus. Da man an unserer Sprache merkte, dass wir Deutsche seien, wurde sofort ein deutschsprechender Beamter gerufen und sagte uns auf das liebenswürdigste Bescheid. Auffallenderweise empfahl er uns eindringlich auf der Douane kein Bakschisch zu geben. Alle Beamte werden ausreichend bezahlt, Bakschisch durchaus nicht geduldet.

Nachdem wir uns auf dem Gange nach dem Hotel einen Teil der Stadt angesehen und uns ein wenig restauriert hatten, dabei schon diverse Ueberfälle von Stiefelputzern hatten abschlagen müssen, gingen wir zu Mouze Schabbes in die von Baron Menasche erbaute grosse Synagoge. Auch hier derselbe babylonische Wirrwarr, neben dem aus Moskau 1891 ausgewiesenen Russen der vor der Tyrannei des Scherifs von Marokko geflüchtete Marokkaner, in dessen Siddur ein Jude aus Yemen mit hineinsieht. Rechts von uns steht ein junger Mann, der, wie wir bald von ihm hörten, aus Tunis

eingewandert ist, links ein Sefardi aus Konstantinopel.

So verschieden, wie die Typen der Personen, war auch ihre Kleidung, ein buntes Gemisch von Trachten: neben dem glatten Schwarz des Europäers das bunte Hemd und der Turban des Orientalen. Aber gerade diese Verschiedenheit des Aeusseren hob den Eindruck der Einheit, so viele aus so vielen Weltgegenden durch mancherlei Geschick zusammengeführte Juden sprachen hier dieselben Gebete in der gleichen Sprache mit gleicher Andacht. So führt uns unsere Religion, wohin wir verschlagen werden, immer wieder zusammen und diejenigen, die unsere heilige Sprache aus dem Gottesdienst verdrängen wollen, ihnen wäre ein solcher erhebender Anblick zu wünschen, sie sollten einmal sehen, wie sich die jüdischen Beter aus allen Weltenden zusammenfinden können, weil ihnen allen noch die hebräische Sprache die heilige ist und sie an ihr eine gemeinsame Grundform für den jüdischen Gottesdienst überall besitzen. Leider ist es nur um den Unterricht unserer Glaubensgenossen in Alexandrien noch schlecht bestellt und hier könnten die Juden Westeuropas helfend eingreifen. Aeusserst eigentümlich ist, wie sich in Alexandrien Orient und Occident berühren, wie sich oft unmittelbar neben den europäisch gebauten grossen öffentlichen Gebäuden echt ägyptische Lehmhütten

finden, während die Palmen alle öffentlichen Plätze schmücken.

Der Tunesier, ein Herr Zagdouni, nahm sich unser mit grösster Liebenswürdigkeit an und machte für den Rest des Abends unseren Führer. Durch ihn fanden wir auch ein koscheres Restaurant, wo wir unseren von der schmalen Kost auf dem Schiff ausgehungerten Magen wieder zufriedenstellen konnten. In diesem Restaurant tranken wir auch Wein von Rischon Lezion, der hier, wo er minimalen Zoll kostet, sehr billig ist.

Ungleich orientalischer nach allen Richtungen hin ist Kairo, die Hauptstadt Aegyptens, wohin uns am nächsten Morgen der Schnellzug führte. Freilich ist auch hier der europäische Einfluss vor allem durch die Engländer sehr stark und einige Viertel sind ebenfalls mit europäischen Gebäuden reich versehen. Auch die Hotels sind vollkommen für die Europäer eingerichtet, aber auf der Strasse tritt er doch gegenüber der grossen Ueberzahl der Orientalen zurück und in den meisten Stadtvierteln ist der westliche Einfluss noch sehr gering. Wir hatten das Glück, in dem Dolmetscher und Fremdenführer des deutschen Hotel Korff (dasselbe war in der Berliner Gewerbeausstellung, Abteilung Kairo, ebenfalls und sehr naturgetreu abgebildet) Herrn Abr. Bernard, einen eingewanderten, aber sehr sprach- und ortskundigen rumänischen Juden, einen Führer zu erhalten, der mit

Verständnis auf unsere Intentionen einging und uns an Stelle der gewöhnlich aufgesuchten Museen und sonstigen Sehenswürdigkeiten das orientalische Leben und besonders das Leben unserer kairenser Glaubensgenossen zeigte. Unter seiner kundigen Führung und der des Dr. Diamant, eines russischen jüdischen Arztes, der in Deutschland studiert hat, besuchten wir die Judenquartiere.

Die Juden der grossen Stadt zerfallen offiziell in zwei Gruppen, „Juden" und „Karäer." Jede hat einen Oberrabbiner „Chacham Baschi" an der Spitze, der sie nach aussen hin vertritt und die niedere Gerichtsbarkeit ausübt. Die Talmudjuden oder Rabbaniten, die offiziell allein Juden genannt werden, zerfallen wieder in zwei Gruppen: spagnolische Juden, mit denen die alteingesessenen arabischen Juden und einige Moghrebim völlig verschmolzen sind und Aschkenasim.

Die Sephardim, die spagnolischen Juden mit den ihnen verwandten arabischen, bilden die Hauptmasse der israelitischen Bevölkerung und ihre Zahl wurde uns auf 20000 Seelen, freilich nur schätzungsweise angegeben. Ihre höchste Autorität ist der Chacham Baschi, der bei der Regierung die offizielle Vertretung der Juden führt und die gleiche Stellung besitzt wie der Patriarch der Kopten oder der höchste Geistliche der katholischen Kirche in Aegypten. Er hat seinen eigenen Kavassen und ist von Staatswegen Würdenträger. Um

seine Stellung zu charakterisieren, sei folgende Geschichte wiedergegeben, die uns erzählt wurde, deren Richtigkeit wir freilich nicht verbürgen können. Bei dem alljährlichen Durchstich des Nildammes, mit welchem die für das Land so notwendige Ueberschwemmung während grosser Feste eingeleitet wird, geschieht in einem Jahr die Arbeit durch die Muhamedaner, wobei der oberste Mufti den ersten Spatenstich thut und den Segen spricht, im zweiten Jahr durch die Juden, deren Chacham Baschi dann die Arbeit mit einem Segensspruch beginnt. Die Sephardim bewohnen ein eigenes Quartier, haben auch im Bazar ihre eigenen Strassen und es giebt unter ihnen Handwerker aller Art, Lastträger, Wasserträger etc., natürlich auch viele Kaufleute. Die Mehrzahl ist verhältnismässig arm und nur wenige Familien, darunter vor allem die Suarez und Kattowi, haben es zu Reichtum gebracht. In ihrer Lebensweise unterscheiden sich die Sephardim wenig von den Muhamedanern, wie denn auch ihr Quartier durchaus dem arabischen gleicht. Die Häuser sind meist von Lehmziegeln erbaut, die Strassen auch die des Bazars sehr eng und staubig. Kein Wunder daher, dass die hygienischen Verhältnisse schlecht sind und besonders Augenkrankheiten sehr häufig vorkommen. Obwohl viel von den reichen Juden zur Verbesserung der Zustände geschieht, Spitäler und Armenärzte unter-

halten werden, auch in den Schulen Bäder eingerichtet sind, so kann doch eine durchgreifende Besserung durch solche Mittel überhaupt nicht erzielt werden, denn nur eine Hebung der sozialen Verhältnisse überhaupt und ein Umbau des ganzen Viertels würde Abhülfe schaffen können.

Die Sephardim halten fast allesamt treu zum altüberlieferten Judentum, sie beobachten streng die Sabbathfeier und die anderen religionsgesetzlichen Vorschriften. In ihren Synagogen, deren sie einige zwanzig besitzen, von denen wir nur zwei besuchten, wird nach allgemeinem sephardischen Ritus mit ganz unbedeutenden lokalen Verschiedenheiten gebetet. Wir besuchten den Chacham Baschi und hatten die Freude in ihm einen sehr gebildeten Mann mit ausgezeichneten Umgangsformen kennen zu lernen, der über die Vorgänge in der Welt überhaupt und innerhalb der Judenheit im besonderen sehr gut unterrichtet ist, Hamelitz und Hazefirah liest und an allen allgemeinen Angelegenheiten des Judentums den eifrigsten Anteil nimmt. Die Kolonisation Palästinas durch Juden erfreut sich seiner wärmsten Unterstützung, und er erzählte uns mit Genugthuung, dass es seinem thatkräftigen Eingreifen gelungen sei, dem Weine der Kolonien vielfach Eingang zu verschaffen. In der That hatten wir Gelegenheit in mehreren Restaurants in Kairo und Alexandrien den

Wein aus Rischon le Zion zu trinken. Der Chacham Baschi versicherte uns auch für die Zukunft seines wärmsten und wo sich Gelegenheit bieten werde, thatkräftigsten Interesses für die Kolonisation Palästinas durch Juden.

Bilden die Sephardim eine geschlossene und wohlorganisierte Masse, so ist dies leider nicht der Fall mit den Aschkenasim, deren Zahl man auf 150—200 Familien mit rund 1000 Seelen schätzt. Es sind dies von einigen in den Dienst der Regierung angestellten Beamten abgesehen, in den letzten zwei Jahrzehnten eingewanderte russische und rumänische Juden, welche wenig mit einander zusammenhalten. Sie haben zwar einen Rabbiner aus Odessa berufen, dem sie aus freiwilligen Beiträgen ein bescheidenes Gehalt zahlen, allein das Gemeinde- und Vereinsleben kann wegen der Uneinigkeit, die unter diesen verschiedenartigen Elementen herrscht, nicht zur Blüte kommen. Die Aschkenasim wohnen über die ganze Stadt zerstreut, sie verdienen ihr Brot als Kaufleute, Handwerker, Hausierer, Dolmetscher, Fremdenführer etc. schlecht und recht. Besonders sind viel Cigarrettenfabrikanten, grosse und kleine, unter ihnen und obwohl nicht viele der aschkenasischen Juden reich sind, so ist doch auch wenig eigentliche Armut vorhanden. Wir besuchten ein kleines Theater, in dem im russisch-jüdischen

Jargon von Dilettanten gespielt wurde und fanden in demselben zwar das Stück selbst nur eine recht schwache Hanswurstkomödie, aber voller sehr schöner und eigenartiger Melodien. Dem Publikum, offenbar auf einer recht niedrigen Bildungsstufe, sagten die groben Spässe des Hanswurst anscheinend sehr zu.

Die dritte Gruppe der Kairenser Juden, die Karaiten haben wieder ihr eigenes kleines Stadtviertel und eigene Strassen im Bazar. Sie sind vollkommen arabisiert, die Strassen in ihrem Viertel sind noch enger, als im sephardischen Quartier und selbst die Reichen unter ihnen leben äusserst bescheiden. Alle bedienen sich der arabischen Sprache, aber sie halten die jüdischen Gesetze nach karaitischer Auffassung auf das strengste und sind darin womöglich noch rigoroser als die Sephardim. Von der Einfachheit, die unter ihnen herrscht, ist das beste Zeichen, dass selbst die Reichen sich keine Dienstboten halten, nur der Chacham Baschi hat einen Kavassen zum Zeichen seiner Würde, da er dem Chacham Baschi der Sephardim im Range gleichsteht. Die Karaiten treiben mancherlei Handwerk, besonders die Goldschmiedekunst und es ist interessant im Bazar die Strasse der karaitischen Goldschmiede zu sehen. Da sitzt Laden für Laden in jedem einzelnen die ganze Familie bei der Arbeit und fertigt vor den Augen des Publikums die kostbarsten

Geschmeide an. Wir besuchten auch den Chacham Baschi der Karaiten und lernten in ihm einen sehr intelligenten Mann kennen, für den schon sein Aeusseres eine sehr günstige Meinung erzeugte. Eine echte Patriarchengestalt mit langem grauen Bart und hoher Figur wusste er auch in seinem Wesen bei aller Freundlichkeit die rechte Würde festzuhalten. Er nahm unseren Besuch sehr hoch auf und betonte immer wieder „Kol Israel achenu", gab uns bereitwillig über allerlei Fragen des karaitischen Ritus Aufklärung und erklärte uns, dass die Karaiten weder Tefillin noch Arba Kanfos tragen, dass sie den zweiten Feiertag nicht halten etc. Er führte uns auf unseren Wunsch selbst in die Synagoge, die man mit Schuhen nicht betreten darf. Es ist ein einfacher freundlicher Bau, dessen Hauptschmuck in den wundervollen kostbaren Teppichen besteht, mit denen der Fussboden belegt ist. Auch den Hauptschatz dieser Synagoge bekamen wir zu sehen, ein altes Bibelmanuscript, auf Lammhäuten in Blattform mit Vokalzeichen geschrieben, das nach der eigenen Angabe des Schreibers, die noch erhalten ist, 827 nach der Tempelzerstörung geschrieben, also aus dem Jahre 900 der üblichen Zeitrechnung ist. Leider ist bei einem Brande ein Teil des kostbaren Manuscriptes verbrannt. Der Chacham Baschi zeigte lebhaftes Interesse für die jüdische Wissenschaft und wir mussten ihm versprechen,

ihm Büchertitel von Werken in hebräischer Sprache, besonders historischen, zu senden, die er gerne kaufen wollte. Der Besuch bei dieser imponierenden Persönlichkeit ist eine unserer angenehmsten Erinnerungen von dieser Reise.

Zwischen Sephardim und Karaiten herrscht heftige Feindschaft, während die Aschkenasim mit beiden gut stehen. Ehen kommen zwischen Sephardim und Aschkenasim selten, mit den Karaiten gar nicht vor.

Sehr günstig ist die Lage der ägyptischen Juden in politischer Beziehung, sie sind den Bekennern anderer Confessionen oder vielmehr, wie man im ganzen Orient die Sache auffasst, den anderen Nationalitäten vollkommen gleichgestellt, sie haben ebenso wie diese Zugang zu allen Beamtenstellungen und sind auch häufig in allen Zweigen der Verwaltung zu finden. Mit der arabischen Bevölkerung stehen sie ganz gut, nur den Karaiten wird nachgesagt, dass sie manchmal Raufereien mit den Arabern ihres Viertels haben, doch sollen die Karaiten, unter denen dem Trunke stark gehuldigt wird, der angreifende Teil sein. In neuester Zeit werden die Juden auch zum Heeresdienst herangezogen, es steht ihnen aber wie den anderen Nationalitäten der Loskauf frei, wobei dann 400 Mark pro Kopf zu entrichten sind. Nicht minder finden sich unter den Polizisten eine ganze Anzahl Juden.

Ein sehr wunder Punkt in den Verhältnissen der ägyptischen Juden ist das Schulwesen. Die Sephardim haben wohl einige Schulen, welche aber nicht entfernt ausreichen, die Aschkenasim besitzen überhaupt keine und so wächst der grössere Teil der jüdischen Jugend ohne jede Schulbildung auf. Ganz besonders macht sich der Umstand geltend, dass auch nicht eine höhere jüdische Schule existiert und deshalb alle Familien, welche ihren Kindern eine bessere Schulbildung verschaffen wollen, genötigt sind, dieselben in die Schulen der französischen Mönche, welche Gymnasialrang haben, oder in das Institut der französischen Nonnen in Ramleh bei Alexandrien zu schicken, wo natürlich ihre Erziehung eine durchaus christliche ist. So wächst auch hier eine Generation heran, die dem Judentum entfremdet und dem religiösen Indifferentismus oder der Taufe überliefert wird. Der westeuropäische Jude, in dessen Schulwesen die Religion ja leider sehr zurücktritt, kann sich nur schwer vorstellen, welche Bedeutung, ja welche allein entscheidende Wichtigkeit sie im Unterrichtswesen des Orients hat. Eine europäisch geleitete Volksschule für Knaben und eine für Mädchen, dann später ein Lyceum und eine höhere Töchterschule könnten unberechenbaren Segen stiften. Die Alliance israelite universelle würde, wenn sie dieses Werk allein oder auch gemeinsam mit der Anglo Jewish Association

und der Brei Brith-Logen unternähme, für die aufgewendeten Mittel auch materiellen Ersatz finden, denn bei einiger Propaganda liessen sich in Kairo viele Mitglieder gewinnen, deren Beiträge zusammen mit den Schulgeldern der wohlhabenden Eltern die Kosten der Unterrichtsanstalten wohl decken würden.

Wir hatten natürlich von den zwei Tagen, die wir überhaupt in Kairo zubringen durften, die meiste Zeit dazu verwendet, die Verhältnisse unserer Glaubensgenossen kennen zu lernen, so blieb uns denn für die eigentlichen Sehenswürdigkeiten wenig Zeit. Selbstverständlich war, dass wir die Pyramiden sehen mussten und wir führten dies am zweiten Tage ohne Schwierigkeit unter der bewährten Leitung des Herrn Bernard aus. So kolossal die Masse der Pyramiden auch ist, so hat der Beschauer nicht den imponierenden Eindruck, den man erwarten dürfte, weil die eigentümliche Form demselben hinderlich ist. Ungemein imponiert hat uns dagegen die riesenhafte Sphinx, von der nur Kopf, Brust und 2 Tatzen vom Sand freigelegt sind. Auch die leeren Gräber, die in der Nähe der Pyramiden liegen, sind sehr merkwürdig und regen zu allerlei Gedanken über verschollene Grössen an. Sehr unangenehm wird man aber aus allen solchen Träumereien immer wieder durch die aufdringliche Bettelei der Beduinen geweckt, die hier das Schutzrecht über die Fremden

und das Führerrecht ausüben. Um einen Begriff von der Zähigkeit dieser Backschischbettler zu geben, sei erwähnt, dass ein Junge mit einer Kanne Wasser uns nachlief von Anfang bis Ende unseres Ausflugs d. h. 2 Stunden lang und dass, als wir bei den Pyramiden ankamen, unserer kleinen, nur aus 3 Personen bestehenden Gesellschaft eine ganze Karawane folgte mit Kamelen, Eseln, Antiquitätenhändlern, fliegenden Cafetiers etc., alles Backschischbettler, die ihre Reittiere, Seltenheiten etc. anboten. Ganz modern berührte es uns, als der Scheich der Beduinen uns höflichst um ein Zeugnis bat, dass uns seine Leute gut geführt hätten und uns ein Fremdenbuch zum Einschreiben vorlegte. So weit ist die Civilisation also schon am Fusse der Pyramiden gediehen.

Alle unsere freie Zeit brachten wir im Bazar zu, der in der That auch das interessanteste war. In unübersehbarem Gewirr ziehen sich die Gassen und Gässchen hin, die breiten so weit, dass zwei Reiter sich ausweichen können, die schmalsten so eng, dass kaum zwei Fussgänger neben einander Platz finden. Auf beiden Seiten reiht sich ein Laden an den anderen, alle nach Gewerben geordnet, so dass jedem Handels- oder Handwerkszweig mindestens eine Gasse gewidmet ist. Die Läden sind so eng, dass oft ein grosses Spind nicht hineingehen würde und selten mehr als gerade

mannshoch. Hier sind die verschiedensten Schätze aus allen Weltteilen aufgespeichert, oft sehr kostbare Sachen, wie Geschmeide, grossartige Teppiche, Shawls etc. Hier sitzt der Handwerker und fertigt vor den Augen des Publikums seine Waare und oft nimmt die ganze Familie an dieser Arbeit Teil. Sehenswert ist auch die Bazarstrasse der Banquiers, wo ein Banquier neben dem andern sein Geschäft hat, dessen ganze Einrichtung aus dem eisernen Geldspind, dem kleinen Divan, auf dem der Inhaber sitzt und einer Tischplatte für den Verkehr mit dem Publikum besteht. Trotz dieser primitiven Einrichtungen werden viele Millionen hier umgesetzt. Zu alledem denke man sich die Buntheit des Orients, das dichte Gewühl der Schaulustigen und Käufer in den engen Strassen und die lebhaften Diskussionen der Käufer und Verkäufer und man wird verstehen, dass der Bazar dem Europäer ein sehr reizvolles Bild gewährt.

So schön Kairo ist, uns zog es nach dem heiligen Lande und wir freuten uns, als uns das Dampfross nach zwei Tagen durch die Wüste nach dem Hafen Port Said führte. Zum ersten Male sahen wir die nackte Wüste, weit und breit nur Sand, selten einen Grashalm und dennoch hat selbst in dieser Einöde die Kunst des Europäers verbunden mit der befruchtenden Macht des Goldes und der Arbeitskraft der Einge-

borenen Oasen geschaffen, lieblich anzuschauen, wie ein Garten. So erschien uns Ismailia am Suezkanal, wo die Bahn sich in zwei Arme teilt, deren südlicher nach Suez, deren nördlicher nach Port Said führt. Mit der Reisegesellschaft hatten wir es sehr gut getroffen, ein deutscher Franziskanermönch, Pfarrer in Suez, welcher uns bis Ismailia begleitete, erwies sich als ein sehr netter Gefährte. Er war deutscher Husarenoffizier gewesen, hatte 1870 mitgemacht und war dann in ein Kloster gegangen, von wo man ihn nach dem Orient geschickt hatte. Hier hatte er mancherlei Sprachen gelernt, französisch, englisch, holländisch, spanisch, italienisch, portugiesisch, arabisch und türkisch und beinahe seine deutsche Muttersprache vergessen. Er freute sich nicht wenig wieder einmal deutsch sprechen zu können und amüsierte uns mit seinem derben, aber richtigen Urteile über die deutschen Verhältnisse. So tolerant er im allgemeinen war, so grimmig wurde er, als die Rede auf Stöcker kam, dem er von Herzen eine gehörige Tracht Prügel wünschte, ob er sie von Juden oder Katholiken erhielte, war dem guten Pater gleich, verdient hätte jener sie um beide, meinte er. In Ismailia erhielten wir noch einen jungen Kopten (eingeborenen Christen) zum Gefährten, der uns durch seine vielseitigen, besonders geographischen Kenntnisse überraschte. Er hatte, wie sich im Gespräch ergab, das

Gymnasium der amerikanischen Mission in Beirut besucht und flösste uns Respekt ein vor den Leistungen, die unter den schwierigen Verhältnissen des Orients die Lehrer dieser Schule zu erreichen wissen.

Port Said selbst ist eine Hotelstadt, so recht eigentlich nur für den freilich riesenhaften Durchgangsverkehr durch den Suezkanal entstanden, und bietet nichts sehenswertes. Wo nicht gerade Häuser sind, beginnt überall die öde Wüste. Am Sonntag waren wir nach Kairo gekommen, Dienstag verliessen wir diese Stadt und gingen am Mittwoch Abend in Port Said wieder an Bord der „Thalia", die uns nun in wenigen Stunden in Jaffa landen sollte.

III.

Die Nacht verging ruhig und als wir am Morgen erwachten und auf Deck kamen, da lag es vor uns, das Land unserer Sehnsucht, das, so lange ich denken kann, immer den Gegenstand meines Sinnens abgegeben hat, immer der Mittelpunkt meiner Träume gewesen ist. Als Knabe und Jüngling hoffte ich noch, bald in das heilige Land meiner Väter ziehen zu können um dort zu bleiben und an der Wiedergewinnung unseres Erbes mitarbeiten zu dürfen. Es ist mir nicht so gut geworden, als Mann musste ich mich bescheiden lernen und froh sein, wenn auch nur als Reisender die Stätten

zu erblicken, wo Israel einst ein grosses Volk im eigenen Lande sass und den Boden so bebaute, dass „Milch und Honig" floss. Wo vor 1800 Jahren die Geschichte unseres Volkes jäh abriss, dort knüpfen heute wir wieder an, denen das Golus eine unerträgliche Last geworden ist, und in dem menschenleeren Palästina regen wieder jüdische Hände Pflugschar und Sense und Winzermesser, um dem alten Boden aufs neue seinen Segen abzuringen. Mir aber ist es vergönnt gewesen, das mit eigenen Augen zu schauen, was im fernen Europa wie ein Wunder klingt, und wenn ich den Traum meiner Jugend nicht erfüllen und nicht selbst mitarbeiten kann auf dem Boden der Väter, dafür, dass ich unsere jüdischen Arbeiter, unsere jüdischen Dörfer sehen durfte, danke ich Gott alltäglich.

Unmögliches würde ich unternehmen, wollte ich die Gefühle wiedergeben, die uns Angesichts des Landes der Ahnen ergriffen. Im Geiste sahen wir die ganze Geschichte unseres Volkes an uns vorüberziehen und prophetische Bilder der Zukunft stiegen vor unserem geistigen Auge auf . . . .

Jaffa repräsentiert sich vom Meere aus ausgezeichnet, auf einem steilen Felsen von 36 Meter Höhe erhebt sich die Stadt vom Meere aus und ihr buntes Häusergewimmel bietet ein malerisches Bild. Vor der Stadt zieht sich im Meere jene Klippenreihe entlang,

welche dem Hafen einen so übeln Namen gemacht hat und an der sich die Wogen tosend brechen, während rechts und links der eigentlichen Stadt sich an dem niedrigen Meeresufer neue Vorstädte ausdehnen. Angenehm enttäuscht wurden wir von der Leichtigkeit der Landung, hatten wir doch überall gehört und gelesen, dass dieselbe geradezu lebensgefährlich sein sollte. Als unser Dampfer anlegte, kam zunächst ein Beamter der Hafenpolizei und der Quarantänearzt auf das Schiff, während etwa 20 kleine und kleinste Barken den Dampfer umschwärmten, der, bis die Ladung freigegeben, eine gelbe Flagge tragen musste. Aber kaum waren die Formalitäten beendet und die gelbe Flagge eingezogen, so stürzten sich schreiend und nach dem Gepäck greifend, die Ruderer aus den kleinen Booten auf das Schiff. Mitten in dem Halloh hörten wir unsern Namen rufen und als wir dem Rufer uns vorstellten, ergab es sich, dass der kleine freundliche Herr, der uns gesucht hatte, Herr Kaminitz war, der Inhaber des jüdischen Hotels in Jaffa, den unsere dortigen Freunde beauftragt hatten, uns abzuholen. Er hatte ein ziemlich grosses Boot mit 8 Ruderern mitgebracht, in das mit Blitzesschnelle unser Gepäck befördert wurde. Wir nahmen Abschied von unseren Reisegefährten und stiegen die Schiffstreppe herunter ganz bequem in das Boot, um dann mit grosser Geschwindig-

keit und so glatt, als führen wir auf der Spree, an das Land gerudert zu werden. Nur die Durchfahrt durch die Klippen sah einen Augenblick bedenklich aus, aber ein gewandter Steuermann weiss auch hier jegliche Gefahr zu vermeiden. Ebenso glatt wie die Landung verlief die Pass- und Zollrevision. Wir gaben unsere Pässe mit der Bemerkung, dass wir Deutsche seien, ab, und überliessen alles weitere Herrn Kaminitz, mit dem Resultat, dass ehe wir selbst im Hotel waren, schon unsere Pässe vom deutschen Vizekonsul angekommen waren, während die Koffer etc. gleich nach uns eintrafen. Sie waren gar nicht geöffnet worden, dagegen fanden wir seinerzeit auf der Hotelrechnung einen mässigen Betrag für Backschisch.

Am Quai erwarteten uns zwei Herren, die wir dem Namen nach kannten, Herr Eisenstadt, der bekannte hebräische Schriftsteller, der als Mitglied des Waad Hapoel sich sehr verdient um die Kolonisation gemacht hat und Herr Margulies-Kalvarisky, der, Agronom vom Fach, zu Studienzwecken im Lande ist. Dieser Waad Hapoel ist ein Comité aus drei Personen, welches die Geschäfte des grossen Odessaer Vereins zur Förderung der jüdischen Kolonisation in Palästina selbst führt, und ihm kommt ein gut Teil Dank für die Erfolge zu, die bisher errungen worden sind. Beide Herren begrüssten uns sehr warm und so herzlich, dass wir uns

sofort in Jaffa heimisch fühlten. Wir können überhaupt die Gastfreundschaft im heiligen Lande nicht genug loben, es ist in der That hier noch eine alte Vätersitte, vom Herzen kommend und zum Herzen gehend, wie sie einst der erste Patriarch Abraham ausgeübt hat.

Jaffa ist am Hafen und in den daran anstossenden Strassen noch ganz orientalisch, eng, schmutzig, die Bazare nach dem überall gleichen Muster, nur sehr klein. Dagegen ist der Marktplatz verhältnismässig gross und wir konnten hier bereits die mannigfachen und dem Europäer fremdartigen Früchte bewundern, die das Land hervorbringt. Sobald man aber den Marktplatz durchschritten hat und sich in die Strasse nach Nabulus wendet, wo das Judenviertel liegt, ändert sich das Bild vollkommen. Zwei- und mehrstöckige Häuser, mit den Fenstern zur Strasse, schönes Pflaster auf dem Fahrdamm, wie auf dem Fussgängerweg, die Läden europäisch eingerichtet, klein aber ziemlich sauber gehalten, die Bewohner dieses Viertels fast ganz europäisch gekleidet, die Strasse sogar gefegt und gesprengt und Laternen zur Strassenbeleuchtung vorhanden, wir mussten zugestehen, dass dies unsere Erwartungen weit übertraf und man, von den fremdartigen Menschen abgesehen, wohl in einer Strasse einer europäischen Mittelstadt von 10—15000 Einwohnern zu sein glauben

konnte. Diesem Viertel entsprach auch das Hotel Kaminitz, das am Ende dieser Strasse liegt. Hohe Zimmer, bescheiden aber ausreichend eingerichtet, gute Betten mit den landesüblichen Gaze-Vorhängen gegen Moskitos und anderes Ungeziefer. aufmerksame Bedienung, europäische Küche, welche nur in den Gemüsen und Früchten der Landessitte Rechnung trägt, dabei mässige Preise, kurz man konnte zufrieden sein. Wir zahlten z. B. für volle Pension, und es gab ausser dem Frühstück noch zweimal des Tages 5—6 Gänge, im ganzen 6 Francs pro Tag.

Wir waren gerade zu dem Schluss des Laubhüttenfestes angelangt, am Morgen vor Simchat Torah und nachdem wir uns einigermassen restauriert, eilten wir zur Synagoge. Dieser wie die beiden folgenden Tage vergingen uns sehr schnell mit Besuchen, die wir bei einigen jüdischen Familien machten und mit der Besichtigung der Stadt.

Jaffa zerfällt wie alle orientalischen Städte in eine Menge Quartiere, in denen muhamedanische, jüdische, griechische, katholische, armenische Einwohner getrennt von einander wohnen. Doch ist die Scheidung nicht mehr so scharf wie früher, der lebhafte Verkehr der aufblühenden Hafenstadt hat diese Schranken allmählich durchbrochen. Dieser Verkehr ist besonders stark in Südfrüchten, von denen hier in grossen Baum-

gärten besonders Orangen und Citronen gezogen werden. Die Gärten verleihen der ganzen Stadt ein freundliches Aussehen, und ihre Gerüche tragen nicht wenig zur Verbesserung der Luft in derselben bei.

Um ein Bild des Handels zu geben füge ich die Tabelle über Ein- und Ausfuhr bei, die alljährlich der englische Konsul veröffentlicht. Beide Rubriken sind im fortgesetzten Steigen und haben sich seit einem Jahrzehnt verdreifacht.

Einfuhr:		Ausfuhr:	
Baumwollwaaren	1481250 fr.	Weizen	48000 fr.
Kaffee	358750 „	Mais	354450 „
Reis	280000 „	Olivenöl	151250 „
Zucker	893750 „	Sesam	1495000 „
Petroleum	436250 „	Seife	2827850 „
Eisenwaaren	112500 „	Wolle	133000 „
Phantasiewaaren	385000 „	Orangen	1815000 „
Kleider u. Stoffe feine	337250 „	Koloquinthen	62500 „
„ ordinäre	167750 „	Häute	356850 „
Wein u. Spirituosen	72500 „	Bohnen	420750 „
Kohle	108125 „	Lupinen	104350 „
Bauholz	406250 „	Gerste	15875 „
Ziegel	124500 „	Knochen	50500 „
Salz	89375 „	Wein	100800 „
Mehl	362750 „	Andere Artikel	1400000 „
Eisen	121250 „		9336175 „
Andere Artikel	670000 „		
Summa	6402250 „		

An historischen Sehenswürdigkeiten bietet die Stadt nicht viel, die Klöster und christlichen Legendenstätten interessieren uns nicht, um so mehr aber die in der Nachbarschaft sich entwickelnden landwirtschaftlichen Unternehmungen. Dicht bei Jaffa liegt die kleine deutsche Kolonie der Templer, jener württembergischen Bauern, die im Jahre 1860 nach Palästina auswanderten, um dort die wahrhaft christliche Gemeinschaft vorzustellen. Eine halbe Stunde weiter liegt die Kolonie Sarona, ebenfalls von denselben Templern ins Leben gerufen und während die erstere Ansiedelung längst die ursprüngliche Beschäftigung mit dem Ackerbau aufgegeben hat und ihre Mitglieder Handel und Gewerbe betreiben, sind die Bauern in Sarona noch vollständig Bauern geblieben. Sie stehen sich sehr gut dabei, alle sind wohlhabend geworden, aber der Nachwuchs fehlt, da eigentümlicherweise die zweite Generation der Deutschen das Klima nicht verträgt, während die Juden sehr gut dabei gedeihen. Diese Templer haben einen guten Teil des Grosshandels in Jaffa, Haifa und Jerusalem in der Hand und sie haben mit grosser Gewandtheit verstanden aus Bauern Kaufleute zu werden. Gegenwärtig sind sie die Grosshändler, während die Juden Bauern, Handwerker, allenfalls Kleinhändler sind, ein Verhältnis, das für den deutschen Juden besonders interessant ist, der in seinem Geburtslande

genau das umgekehrte Verhältnis vor Augen hat. Jaffa war vor zwei Jahrzehnten ein ganz kleiner Ort, in welchem Juden fast garnicht ansässig waren. Mit dem wiedererwachenden Interesse für das heilige Land mehrten sich auch die Pilgerfahrten nach Jerusalem und Jaffa, das Thor Palästinas gewann von neuem Bedeutung. Rasch bildete sich eine namhafte jüdische Gemeinde, deren lebhaftes Fortschreiten nur im Jahre 1891 unterbrochen wurde. In diesem Jahre des Unheils nämlich staute sich hier in Jaffa der Einwanderungsstrom der russischen Juden, welche aus ihrer „Heimat“ ausgewiesen waren, bis die Choleragefahr die türkische Regierung zu einem Einwanderungsverbot zwang, welches de jure, aber nicht de facto, noch heute besteht. Jetzt sind die Verhältnisse innerhalb der jüdischen Gemeinde, die 300—400 Familien mit 2000 bis 2500 Seelen zählt, stabil geworden. Unsere Glaubensgenossen leben in sehr bescheidenen Verhältnissen, die Mehrzahl sind arme Handwerker, Schneider, Schuster, Tischler, der Rest kleine Krämer, nur sehr wenige sind wohlhabend, Niemand ist reich zu nennen. Dagegen ist die Intelligenz verhältnismässig stark vertreten: Aerzte, Apotheker, vor allem die Lehrer der verschiedenen Allianceschulen sowie die Beamten und Lehrer der jüdischen Kolonien, von denen eine ganze Anzahl im Kranze um Jaffa wie um ihr natürliches

Centrum liegen. Die Jaffaer Gemeinde hat eine Spezialität: unter einem aschkenasischen Rabbiner leben Aschkenasim und Sephardim, deutsche, russische, polnische und spagnolische Juden einträchtig miteinander, wie dies sonst nur in sehr wenigen Gemeinden, in Palästina in keiner zweiten der Fall ist. Nach dieser Richtung könnte und sollte das in Jaffa gegebene Beispiel zum Muster dienen, der Segen solcher Friedfertigkeit tritt hier in sehr wohlthuender Weise gegenüber den Zänkereien in den anderen palästinensischen Gemeinden in die Erscheinung. Es bestehen auch ausser der offiziellen Gemeinde eine Anzahl von Vereinen, welche die den verschiedensten Ländern entstammenden Juden mit einander zu verschmelzen bestrebt sind. So existiert eine Bnei Brithloge, ein Geselligkeitsverein etc., die gleichzeitig auch bemüht sind die unvermeidlich sich geltend machenden Unterschiede der sozialen Stellung, Bildung etc. so wenig als möglich fühlbar werden zu lassen.

Eine sehr wesentliche Förderung erhielten alle diese Bestrebungen durch die Schulen in Jaffa. Unter dem Namen Beth Sefer bestehen dort eine Knaben- und eine Mädchenschule, die bei weitem das beste sind, was im Schulfache in Palästina geleistet wird. Ihre Eigentümlichkeit besteht aber in der starken Betonung des hebräischen Unterrichts. Derselbe wird so gehandhabt, dass die Kinder in den unteren Klassen voll-

kommen die hebräische Sprache erlernen, so dass sie dieselbe als ihre Muttersprache sprechen, und in den höheren Klassen wird dann der Unterricht mit Ausnahme des französischen in hebräischer Sprache erteilt. Es ist sehr interessant, die Kinder dieser Schule sich auf der Strasse hebräisch unterhalten zu hören, und es weckt ganz eigentümliche Gefühle und Gedanken, wenn man auf dem Boden, der einst dem Volke Israel gehörte, die Laute der heiligen Sprache von Kindern von 8—10 Jahren vernimmt, nicht im Gebet, sondern im Spiele, oft auch im Streite und immer in der alltäglichen Unterhaltung von ihnen benutzt. Die Schulen sind aber auch in Bezug auf ihre Leistungen in anderen Fächern den üblichen Allianceschulen weit überlegen, und es besteht die Absicht des Comités, das diesen Schulen vorsteht, aus denselben höhere Schulen, aus dem Knabeninstitut ein Lyceum, aus dem Mädcheninstitut eine höhere Töchterschule zu machen. Die Allianz hat keineswegs die Leitung von Beth Sefer, dieselbe untersteht vielmehr einem lokalen Schulkomité, was um so gerechtfertigter ist, als der weitaus grösste Teil der Mittel von der Chawawe Zion in Russland aufgebracht werden. Von einem Budget von ca. 25000 Fr. giebt die Allianze israelite universelle nur 6500 Fr., wofür sie das Recht hat, Direktor und Direktrice der beiden Schulen zu wählen. Eine Organi-

Schulen vorhanden wären, manchem europäischen Juden die Einwanderung erleichtert würde, der heut glaubt seinen Kindern im Orient nicht die nötige Schulbildung angedeihen lassen zu können. Immer wieder muss betont werden, im Orient dreht sich in der Schule alles um die Religion, das Judentum wird so lange nicht für voll gelten, bis es sich dazu aufraffen kann, dort eigene höhere Lehranstalten zu unterhalten, wie dies die Mohamedaner, so gut wie alle christlichen Sekten thun. Das Werk der Alliance ist sehr gut, sehr nützlich, aber nach dieser Richtung hin weist es eine schwere Lücke auf. Hoffentlich geben die Chawawe Zion aller Länder dem Schulkomité die nötigen Mittel, um seine in der geschilderten Richtung sich bewegenden Pläne auszuführen.

Auf Wunsch unserer neuen Freunde besuchten wir auch das Hospital Schaare Zion in Jaffa, das die jüdische Gemeinde mit Hilfe milder Gaben von auswärts unterhält. Herr Dr. Stein, der Arzt dieses Krankenhauses, ein russischer Jude, der in Leipzig studiert und dort seinerzeit auch das Staatsexamen gemacht hat, war in liebenswürdigster Weise der Cicerone. Wir fanden ein hübsches, lichtes, zweistöckiges Haus am Meeresufer, dessen Zimmer 18 Betten enthielten, alles mit der grössten Sauberkeit eingerichtet, einfach aber von musterhafter Ordnung. Die 18 Betten

genügen dem gegenwärtigen Bedürfnis der Jaffaer Gemeinde und einiger der nächstgelegenen Kolonien, die dasselbe in Anspruch nehmen, während freilich im Fall einer Epidemie die Einrichtungen viel zu klein sein würden. Glücklicherweise kommen solche Epidemien in dem im allgemeinen gesunden Jaffa nur selten vor.

IV.

Nachdem wir uns mit den Verhältnissen in Jaffa einigermassen vertraut gemacht und mit unseren dortigen Freunden in längeren Sitzungen über die verschiedensten Pläne für die weitere Entwickelung der Kolonisation, der Beth Seferschulen und so weiter unsere Meinungen ausgetauscht hatten, begannen wir unsere Ausflüge in die Kolonien.

Schon am zweiten Tage unserer Anwesenheit führten uns unsere Freunde Eisenstadt und Kalvarisky nach Mikweh Israel, der berühmten Ackerbauschule, welche die Alliance dicht bei Jaffa besitzt. Man geht auf der Chaussee nach Jerusalem, die leider, kaum dass die Bahn eröffnet ist, schon vernachlässigt wird, etwa eine viertel Stunde erst an den grossen Baumgärten entlang, aber bald tritt man in die Ebene Saron, die sich uns um diese Zeit, es war am 11. Oktober, als eine grosse Sandwüste repräsentierte. Eine halbe Stunde von Jaffa entfernt sieht man rechts die grossen

Gebäude der Schule liegen, die man in wenigen Minuten erreicht. Mikweh Israel besteht schon seit 1870, aber trotz aller darauf gewandten Mühe wollte die Schule Anfangs nicht vorwärts kommen, auch konnte man für die hier ausgebildeten Schüler keine Arbeit finden. Als aber die Ackerbaukolonisation sich entwickelte, da stieg auch die Bedeutung der Ackerbauschule und seit der jetzige Direktor Herr Niego die Schule leitet, hat sie einen sehr bedeutenden Erfolg gehabt. Ihre Schülerzahl ist ständig gewachsen und erreicht jetzt schon beinahe 100.*) Als wir die Anstalt besuchten, waren gerade Ferien und die grosse Mehrzahl der Schüler bei ihren Eltern, wir konnten daher von dem Unterricht nichts sehen und mussten uns darauf beschränken, die Gebäude und Anlagen unter der kundigen Führung des Direktors Niego zu besichtigen. Dies war aber hochinteressant, und ich rate jedem Reisenden, der Jaffa besucht, auch wenn er nicht Jude ist, sich diese Anstalt anzusehen, die mit Recht der Stolz der Alliance ist. Sie stellt ein ganzes Gut vor, denn sie besitzt ein Terrain von 2600 Dunam gleich ca. 240 Hektar mit allen dazu nötigen Wirtschaftsgebäuden, den Häusern

*) Dies war 1895 geschrieben. Jetzt verlautet, dass neue grosse Erweiterungsbauten ausgeführt werden sollen, damit für weitere 100 Schüler Platz geschaffen werde.

Berlin, den 25. 6. 97.

für die Schule und den Wohnungen der Lehrer und der Zöglinge. Die Einrichtung und das Ziel der Anstalt entspricht ungefähr dem einer mittleren Ackerbauschule in Europa, nur dass Mikweh Israel als die einzige derartige Anstalt im ganzen Lande ungleich vielseitiger sein muss, als die ähnlichen Institute in Europa, welche sich den Luxus gestatten können, nur eine Seite der Landwirtschaft besonders zu kultivieren. In dieser Vielseitigkeit liegt eine besondere Schwierigkeit und eine zweite liegt in der für alle Schulen Palästinas geltenden Thatsache, dass die Schüler aus allen möglichen Ländern stammen und nicht einmal die Sprache gemeinsam haben. Da wird denn eine stramme Disziplin in der Anstalt doppelt notwendig, aber auch doppelt schwierig und das Verdienst des Herrn Niego, alle diese Hemmnisse überwunden und der Schule doch eine glänzende Blüte errungen zu haben, ist doppelt hoch anzuschlagen.

Die Schüler erhalten die eine Hälfte des Tages theoretischen Unterricht, während sie in der anderen praktisch arbeiten müssen. Der erstere Teil umfasst: Botanik, Zoologie, Physiologie, Tierarzneikunde, Physik, Chemie, Arithmetik, Buchführung, sowie die Theorien des Getreidebaues, der Gemüse- und Obstzucht, der Seidenkultur, des Weinbaues und der Weinbereitung, endlich der Baumkultur und Blumengärtnerei. Herr

Niego führte uns durch die hellen, luftigen Schulzimmer und zeigte uns die vorzüglichen Lehrmittel und Bilder und die reichhaltige Bibliothek, wodurch dieser Unterricht wesentlich erleichtert wird. Dabei hatten wir Gelegenheit, die Umsicht zu bewundern, mit der diejenigen Pflanzen- und Tierbilder ausgewählt waren, welche für den gegenwärtigen Stand der Bodenkultur im Orient die wichtigsten sind. Diese Umsicht ist ein Beweis dafür, wie trefflich die Leitung der Schule es versteht sich den lokalen Bedürfnissen anzupassen.

Praktisch betrieben wird in der Anstalt zunächst auf ausgedehntem Terrain der Getreide- und besonders der Weinbau, aber auch die verschiedenen Anpflanzungen von Fruchtbäumen, durch die man uns führte, nahmen respektable Dimensionen ein. Wir sahen eine grosse Anzahl der verschiedensten Fruchtgattungen, zunächst natürlich die in dieser Gegend so besonders gepflegten Orangen- (Jaffa-Apfelsinen) Pflanzungen, dann Citronen, Granaten, Datteln, Mandeln, Feigen, Evasfeigen, Bananen, Aepfel, Aprikosen, Pfirsiche, Nüsse, Berberiden, Cakteen etc. Natürlich fehlten Oelbäume und die für die Seidenzucht nötigen Maulbeerbäume nicht, auch eine Bambusallee ist vorhanden, sowie eine Eucalyptusschonung und eine Baumschule, in der mit den verschiedenartigsten Bäumen Versuche gemacht werden. Von Getreidearten werden Weizen, Gerste, Mais, dann

Erbsen und Bohnen kultiviert, sehr gute Resultate erzielte man mit Wassermelonen. Die Viehzucht, welche bisher in mässigem Umfange betrieben wurde, hat im Jahre 1894 durch ein grosses Rindersterben, (vielleicht die Rinderpest) sehr gelitten. Dabei hat sich gezeigt, dass die Damascener Rindviehrasse nicht so widerstandsfähig, wenn auch in guter Zeit ergiebiger an Milch und Fleisch war, als die einheimische Landrasse. Uebrigens ist die Entwickelung der Viehzucht sehr beschränkt durch den Mangel an Futter, und die Versuche mit dem Anbau von Futterpflanzen haben bisher noch kein befriedigendes Resultat ergeben.

Mit grossem, aber gerechtem Stolze zeigte uns schliesslich Herr Niego den Weinkeller der Anstalt. In den Felsen gehauen bedarf er trotz des warmen Klimas keinerlei Eismaschinen, wie dies in den anderen Kellern der Fall ist, um die richtige Temperatur zu erhalten. Die jährliche Weinproduktion in den vier Kellereien beläuft sich auf ca. 700 Hektoliter der verschiedensten Sorten, von einem ganz leichten Landwein an, der nicht transportfähig ist, bis zu Rotwein, der mit Bordeauxweinen konkurrieren kann und süssen Weinen, welche es getrost mit spanischen in gleicher Preislage aufnehmen. Besonders vorzüglich war der Muskatwein.

Mikweh beherbergt ausser dem Lehrerpersonal 100 Schüler der verschiedensten Altersklassen, welche

nur zum Teil aus Palästina stammen, zum grössten Teil von der Ferne zu ihrer Ausbildung hierher geschickt sind. Da sind junge Leute aus der Türkei und Egypten, aus Russland und Rumänien, aus Nordafrika etc. vereinigt, um die Landwirtschaft zu erlernen und im Durchschnitt verlassen jedes Jahr 18—20 fertige Zöglinge die Anstalt. Die Schüler, welche ihre Ausbildung vollendet haben, fanden bisher immer leicht eine Stellung, sei es in den palästinensischen Kolonien, sei es als Gärtner etc. ausserhalb des Landes. Neuerdings lässt die Leitung der argentinischen Kolonien des Baron Hirsch Schüler aus Mikweh kommen, um sie in Argentinien anzustellen.

V.

Der nächste Ausflug führte uns nach der Perle der Kolonien in Judaea, nach Rischon Lezion. Wir brachen frühmorgens auf, um noch vor der grössten Hitze in dem Dorfe sein zu können, um so mehr, als wir den etwa dreistündigen Weg zu Fuss machten. Sobald man den Gürtel von Orangengärten, der um Jaffa liegt, auf der Chaussee nach Jerusalem durchschritten hat, kommt man in eine Sandebene, die sich kaum von der Wüste unterscheidet. Flach und nur wenig gewellt dehnt sich die Ebene aus und rings sieht das Auge nur den gelblich grauen Sand, erst fern am

Horizont die bläulichen Berge von Judaea. So weit das Auge blickt, kaum eine Spur von Vegetation, immer Sand und wieder Sand. Zunächst führt der Weg an Mikweh vorüber, das wie eine blühende Oase in der Wüste, rechts von dem Hauptwege liegt. Bald darauf kommt man an dem arabischen Dorfe Jasur vorbei, einem Haufen Lehmhütten, deren Dächer Gras bedeckt, das von Ziegen abgeweidet wird. Jazur sieht einem Lehmhügel ähnlicher, denn einer Wohnstätte für Menschen. Gleich hinter Jazur führt der Weg abseits von der grossen Chaussee und nach einiger Zeit sieht man auf einem Hügel in der Ferne ein ziemlich grosses hellfarbiges Haus leuchten. Es ist die Synagoge von Rischon le Zion, auf der höchsten Spitze des hügeligen Terrains erbaut, so dass sie weithin sichtbar wird, wie man wohl in Europa die Kirchen auf die Spitzen der bewohnten Berge baute. Beim weiteren Fortschreiten sieht man endlich einen kleinen schattigen Wald vor sich und sobald man heran ist, erblickt das Auge hinter demselben weithin sich erstreckende Weinberge. Der Sandweg, der unseren Marsch so mühsam gemacht hat, hört auf, wir treten wieder auf wohl gepflasterten Strassen, ein Dorf dehnt sich vor uns aus, rechts auf einem kleineren Hügel ein hoher Schornstein, der die Fabrikthätigkeit verriet, wir sind in Rischon und wir empfinden es sofort, wir sind wieder innerhalb der

Rischon le Zion
Synagogenstrasse

Civilisation, nachdem wir meilenweit nur Unkultur gesehen haben.

Unsere kleine Gesellschaft, ausser uns beiden noch 3 Herren aus Jaffa, begab sich zunächst zu Dr. Masie, dem Arzt von Rischon le Zion, bei dem wir uns restaurieren wollten. Zufällig war weder er, noch seine Gemahlin zu Haus, aber die Haushälterin liess uns nach der freundlichen Sitte des Orients nicht weiter, ehe wir nicht ein wenig uns erfrischt hatten. Alsdann aber ging es durch die Kolonie, und wir erfreuten uns an dem überaus ansprechenden, zum Teil geradezu imponierenden Eindruck, den alles machte. Der Gegensatz zwischen der Wüste, die wir durchschritten, und dem blühenden Dorfe mit seinen Weinbergen, Fruchtbaumpflanzungen, Gärten und Feldern ist um so packender, als ja all' diese Kultur wie aus der Erde gestampft erscheint. Da wo jetzt Häuser und Gärten und Felder sind, da war vor 15 Jahren alles Steppe, wie noch jetzt rings herum und man staunt, wie eine solche Verwandlung möglich war. Das ganze, 1000 Hektar umfassende Terrain ist durch die fleissige Hand jüdischer Bauern, freilich unterstützt von den Kapitalien eines grossen Wohlthäters und der Intelligenz eifriger für die jüdische Kolonisation des heiligen Landes begeisterter Männer zu einem blühenden Garten geworden.

In der Mitte des Dorfes liegt auf einem Hügel, von dem man weithin das Land übersieht, und sogar über die Dünen hinweg das ein und eine halbe Stunde entfernte Meer erblickt, die Synagoge und Schule, die wir schon von weither gesehen hatten. Einen zweiten Hügel nimmt das neue Gebäude der Administration mit der Wohnung ihres obersten Leiters, des Herrn Chasan ein. Um diese Hügel gruppirt sich die ganze Ansiedelung, welche aus steinernen, meist zweistöckigen, sehr sauber und fast zierlich gehaltenen, vielfach mit Balkons versehenen Häusern besteht, deren jedes inmitten eines Garten liegt und die notwendigen Stallungen etc. besitzt. Die Kolonie verfügt über drei grosse Brunnen, die Strassen sind mit Steine gepflastert, und Alles ist vorzüglich und sehr reinlich gehalten.

Die Kolonisten dieses Dorfes zählen 52 Familien, aber es leben hier viele Beamte der Administration, da hier der Mittelpunkt der jüdischen Kolonien ist und die grosse Weinkellerei mit ihren vielen Nebenbetrieben ebenfalls viele Beamte erfordert. Dazu kommt noch die Zahl der Arbeiter, welche als Tagelöhner teils auf dem Lande, teils in den Kellereien beschäftigt sind. Man kann die Gesamtzahl der ständigen jüdischen Einwohner in Rischon le Zion deshalb auf 450 Seelen veranschlagen, doch steigt in den Perioden, wo der Boden schnellerer Bearbeitung bedarf, besonders in der

Ernte diese Zahl noch erheblich. Anerkennenswerter Weise hat die Administration das Prinzip, nach Möglichkeit nur arme Juden zu beschäftigen, soweit solche Arbeitskräfte im gegebenen Fall vorhanden sind, manchmal müssen freilich Araber aushilfsweise angenommen werden. Die Beamten sind bis auf einen christlichen Gärtner ausnahmslos Juden.

Bei unserer Besichtigung des Dorfes kamen wir nach dem Hospital, wo wir zu unserer Freude Herrn Dr. Masie fanden, der dann unsere weitere Führung übernahm. Er zeigte uns das Hospital, eine weitläufige aus einer Anzahl Baracken bestehende Anstalt, die in 6 Häuschen 28 Betten enthielt, alles reichlich adjustiert und mit dem Nötigen versehen. Sogar ein Apparat für hydrotherapeutische Behandlung fehlte nicht. Sehenswert war auch die grosse Apotheke, die als Centrale für alle übrigen in den Kolonien dient. Zwei Krankheiten sind besonders häufig zu bekämpfen, Fieber nämlich und ägyptische Augenkrankheit. Gegen das erstere haben sich nach Dr. Masie besonders die Eucalyptuspflanzungen bewährt, welche zwischen den Fiebermiasmen ausströmenden Sümpfen und der Kolonie angelegt jene Dünste aufsaugen. Gegen die Augenkrankheit hat Dr. Masie ein spezielles Mittel gefunden, welches sich sehr gut bewährt und selbt in ganz schweren Fällen das Augenlicht den Kranken erhielt.

Erfreulicher Weise kommen die in Europa so gefährlichen Krankheiten wie Typhus, Diphteritis und Lungenkrankheiten in Palästina fast garnicht vor, der Gesundheitszustand in den jüdischen Kolonien ist daher trotz Fieber und Augenkrankheit ein guter.

Herr Dr. Masie nötigte uns in liebenswürdigster Weise zu Tisch und wir folgten seiner freundlichen Einladung. Als wir nachher dem Ober-Administrator der judäischen Kolonien, Herrn Chasan unseren Besuch machten, trafen wir auf eine Anzahl anderer Gäste und fanden schliesslich hier eine ganze internationale Gesellschaft von Zionsfreunden zusammen, ein Beweis wie sehr das Interesse für Palästina alle Splitter des jüdischen Volkes wieder beherrscht. Da war ein Herr aus New-York, ein Herr aus Warschau mit seiner Gemahlin, sowie noch mehrere Herren aus Russland. dann ein deutschjüdischer Professor aus der Schweiz. Der letztere erzählte uns, mit welchem Vorurteil gegen die Juden in Palästina er in dieses Land gekommen sei und dass sein Besuch in Jerusalem ihn nur in seiner schlechten Meinung bestärkt habe. In den Kolonien aber sei er zu einer anderen Ansicht gekommen und habe gesehen, dass die russischen Juden arbeiten wollten und der schwersten Arbeit fähig seien, wenn sie nur solche fänden und die nötige Anleitung dazu. Ferner waren Herren aus Frankreich, Oesterreich,

Rumänien und Tunis, endlich wir beide aus Deutschland in der Gesellschaft, allesamt jetzt einig in der Liebe für Palästina, in dem Wunsche, den jüdischen Ackerbau im heiligen Lande zu fördern.

Wir bildeten jetzt schon eine grosse Schaar, als wir die freundlichen Salons des Herrn Chasan verliessen, um unter seiner und Herrn Brociners Leitung die grossen Kellereien zu besehen. Herr Brociner, der der chemischen Fabrik in Jessud Hamaaloh vorsteht, war zufällig in Rischon, er widmete sich den ganzen Nachmittag den Gästen und machte in schätzenswerter Weise den Erklärer. Der grossartige Weinkeller ist für alle Fremden der Hauptanziehungspunkt in Rischon und dies darf nicht Wunder nehmen, denn selbst in Europa wird eine derartige Anlage eine grosse Seltenheit sein. Aus allen jüdischen Kolonien, auch denen, die nicht unter der Administration stehen, werden die Trauben hierher gebracht, um je nach der Qualität mit 20—25 Fr. pro Kantar (ca. 300 Kilo) bezahlt zu werden. Für indische Trauben wird dagegen 60 bis 90 Fr. pro Kantar gezahlt. Noch tragen bei weitem nicht alle Rebengärten dieser Kolonien und doch ist die Produktion in diesem Jahre (1895) schon auf 7000 Hektoliter Wein und 500 Hektoliter Cognac gestiegen. Alle Einrichtungen, welche ein geordneter Betrieb nach dem neuesten System erfordert, sind vor-

handen, grossartige Anlagen waren insbesondere notwendig, um genügend kühle Räume zu schaffen. Da bei der riesigen Ausdehnung des Etablissements der Betrieb von einer Dampfmaschine aus hier nicht rationell gewesen wäre, so mussten deren 5 aufgestellt werden, von denen die eine 80, die zweite 24, die drei anderen je 4 Pferdekräfte stark sind. Alle Fässer werden in der eigenen Böttcherei hergestellt, wie auch die Flaschen aus der eigenen Glasfabrik in Tantura bezogen werden sollen. Sämtliche Handwerker in diesen Fabriken, in der Maschinenwerkstatt etc. sind, ebenso wie die Maurer bei den vielen notwendig gewordenen Bauten Juden und es erfüllt den jüdischen Beschauer mit freudiger Genugthuung, dass jede Manipulation, die hier vorgenommen wird, leichte und schwere, geistige und körperliche Arbeit, nur von Juden verrichtet wird. Die Qualitäten der Weine sind sehr verschieden, neben leichten und schweren Bordeauxweinen, an Qualität Chateau Lafitte ähnlich und aus solchen Trauben hergestellt, wird ein süsser Wein aus den Alicantetrauben der Kolonie Rechowoth erzeugt. Aus den leichtesten Sorten wird ein vorzüglicher Cognac gebraut, dem nach Ansicht der Sachverständigen nur das Alter fehlt, um einen sehr hohen Preis zu erzielen.

Auch in Europa giebt es sicher nur sehr wenige Kellereien, die diesen Umfang und eine so vollkommene

Einrichtung haben; nicht weniger als zwölf grosse Kellereien sind zur Aufnahme des Weines vorhanden. Freilich muss man wissen, dass in nicht ferner Zeit ein jährliches Quantum von 30000 Hektoliter Wein, abgesehen von Cognac, zu erwarten ist. Das sollte für jeden Juden gesteigerter Anlass sein, durch Bezug dieses Weines dessen Absatz zu erleichtern und so den Brüdern, welche den Boden der Väter bebauen, seine Unterstützung angedeihen zu lassen.

Nachdem unser Rundgang beendigt war, hatten wir noch Gelegenheit bei den Herren Brociner und Masie einige der Kolonisten kennen zu lernen, um mit Freude zu sehen, auf welcher hohen Stufe der Intelligenz dieselben stehen. Eine kleine Anzahl von Vereinen, sowie eine Bibliothek sorgen für ihre geistige Ausbildung und auch an Geselligkeit mangelt es nicht. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass Schule etc. vorhanden ist.

Für alle diejenigen Juden, welche Rischon le Zion gesehen haben, wird der Anblick der Kellereien, wie des ganzen Dorfes ein unvergesslicher bleiben.

VI.

Der nächste Tag nach dem Ausfluge in die Kolonie Rischon war der Erholung und einigen wichtigen Sitzungen gewidmet, in denen Fragen und Pläne, die

Kolonisation Palästinas durch russische Juden betreffend, von dem Waad Hapoel und einigen Freunden aus dem Auslande, darunter auch wir beiden Berliner, besprochen wurden. Auch der Vormittag des folgenden Tages wurde dieser Thätigkeit gewidmet.

Am Nachmittag fuhren wir mit Epstein, dem Administrator von Rechowoth und mit Herrn Braude, dem Vorsteher der Gesellschaft menucha wenachla, der der grösste Teil dieser Kolonie gehört, von Jaffa hinaus, um zunächst dieses, dann aber auch die anderen zunächst gelegenen jüdischen Dörfer zu besichtigen. Auch Frau Braude, eine lebhafte, sehr liebenswürdige ältere Dame, war mit von der Partie und trug durch ihre Unterhaltung viel dazu bei, uns bei angenehmer Stimmung zu erhalten.

Gegen Abend erreichten wir zuerst Waad el Chanin auch Nachlath Reuben genannt. Hier hatte ein russischer Jude, Ruben Lehrer, ein Gut besessen, das er allmählig in eine Kolonie verwandelte, während er selbst noch eine Bujare, das heisst einen Fruchtbaumgarten mit künstlicher Bewässerung, für sich behielt. Die in diesem Dorfe angesiedelten 18 Familien besitzen zum Teil sehr wenig Terrain, zwischen 30 und 150 Duman pro Familie und sind daher genötigt, als Arbeiter in die nächstgelegenen Kolonien zu gehen, um durch Tagelohn zu verdienen, was der allzu kleine Besitz ihnen

nicht bieten kann. Es leben ca. 100 Seelen hier, alle diese Bauern stammen aus Russland und sie sind in der glücklichen Lage eine direkte Unterstützung entbehren zu können, nur dass die Chawawe Zion einen Lehrer besolden, der ca. 20 Kinder zu unterrichten hat. Als Schochet funktioniert der in Rechowoth angestellte Schächter, die etwa Erkrankten behandelt der Feldscheer von Gadrah, der zweimal in der Woche nach Waad el Chanin kommt. Schwere Fälle müssen natürlich der Behandlung des Dr. Stein in Jaffa oder des Dr. Masie in Rischon le Zion überwiesen werden. Glücklicher Weise sind solche bisher sehr selten gewesen.

Der Boden von Waad el Chanin eignet sich, da viel Wasser vorhanden ist, besonders für Fruchtbaumplantagen, auch hat man schon 150000 Weinstöcke angepflanzt und eine besondere Spezialität dieser Kolonie ist der vorzügliche Bienenhonig. Die Kolonisten besitzen bisher nur Holzhäuser, welche sich aber recht gut bewährten, doch wird ihre Existenz erst dann völlig gesichert sein, wenn sie durch fremde Hilfe oder vielleicht allmälig auch aus eigener Kraft in der Lage sein werden, die Fruchtbaumplantagen sehr erheblich auszudehnen. Der Boden ist, wenn er — wozu das Wasser, wie gesagt, in genügender Menge vorhanden ist — rationell bewässert wird, so fruchtbar, dass diese

achtzehn Familien von dem Ertrage der verhältnismässig kleinen Terrains, die sie besitzen, vollkommen leben könnten. Aber man muss sie eben durch Errichtung der Bewässerungsanlage unterstützen.

VII.

Von Waad el Chanin waren wir in einer halben Stunde in Rechowoth, wo wir unser Nachtquartier halten sollten. Dieses Dorf bot uns den allererfreulichsten Anblick und nähere Betrachtung bestätigte den günstigen Eindruck vollauf, den wir von ihm gewonnen hatten. Ohne jeden Pomp gebaut, fast durchgehends einstöckige Häuser, viele darunter noch aus Holz, alle mit Ställen versehen, mit sauber gehaltenen Strassen, gleicht es einem deutschen Dorfe. Die Ansiedelung wurde 1890 von der Warschauer Gesellschaft Menuchah Wenachlah gegründet, deren Vorsteher Herr Braude ist, und der als Mitglied unter anderem auch der grosse Zionsfreund Oberrabbiner Mohilewer in Bialystock angehört. Die Gesellschaft besitzt den grössten Teil des Areals, das im ganzen 10500 Dunam = ca. 950 Hektar umfasst, doch sind auch andere Kolonisten auf dem Rest des Terrains angesiedelt, die nicht zu der Kolonie gehören. Die Gesellschaft hat einen sehr glücklichen Griff mit ihren Beamten gethan, sowohl mit Herrn Levin Epstein, dem ersten Administrator, wie mit den

Rechowoth. Jacobstrasse.

Rechowoth. Benjaminstrasse.

Herren Goldin, seinem Vertreter, und Eisenberg, dem Gärtner. Die Kolonisten selbst haben eine Vertretung, eine Art Verwaltungsrat eingesetzt, mit dem gemeinsam die Beamten die Leitung des Dorfes besorgen. Auch diese Kolonie basiert in erster Linie auf dem Weinbau, dessen Ertrag in Trauben an die Kellereien in Rischon le Zion verkauft wird. Es sind im Ganzen angepflanzt ca. 650000 Weinstöcke, die aber noch nicht alle Ertrag geben. Ausserdem sind aber auch eine grosse Zahl von Obstbäumen der verschiedensten Sorten gesetzt worden, mehr als 30000, darunter allein 4000 Mandelbäume, und die Zahl dieser Fruchtbäume wächst mit jedem Jahre; Getreidebau wird wenig getrieben, doch sind immerhin etwas Weizen, Sesam und Gerste gesäet worden. Im Ganzen ist von dem grossen Terrain noch nicht einmal die Hälfte, nur ca. 4000 Dunam urbar gemacht und bepflanzt worden, der Rest muss erst allmählig der Kultur gewonnen werden, und das ist keine leichte Arbeit, denn vielfach ist der Boden sehr steinig und man stösst auf die Ruinen alter Ortschaften, die oft 15 Meter tief im Boden sich befinden. Bei diesen Arbeiten sind schon mancherlei wichtige Funde gemacht worden, die einem Museum zur Zierde gereichen könnten, man zeigte uns zum Beispiel sehr alte Münzen, Versteinerungen, Reste alter Säulen etc. und bei Fortsetzung der Bodenarbeiten sind noch viele

interessante Funde zu erwarten. Das Dorf gliedert sich in zwei parallelen Strassen, doch sollen mit der fortschreitenden Bebauung noch zwei Querstrassen angelegt werden. Die Kolonisten zählen 48 Familien mit 245 Seelen, wovon 133 Seelen auf die eigentlichen Bauern, 112 auf die Arbeiterfamilien kommen. Die Mehrzahl besteht aus jungen Leuten mit kleinen Familien, die in Russland den verschiedenartigsten Berufen obgelegen haben, darunter sind je ein Schmied, Tischler, Maurer, Schuhmacher und Schneider, so dass die nötigsten Handwerker auf der Kolonie selbst vertreten sind und die Bauern manchen sonst recht unangenehmen Weg sparen. In den beiden Strassen Rechow Jaacob, nach Herrn Braude so genannt und Rechow Benjamin, nach dem Vornamen des bekannten Protektors, stehen zur Zeit 27 Häuser, darunter 6 hölzerne, zu denen 16 Stallungen, manche für 2 Häuser, gehören. Auch ein Wärterhaus fehlt nicht, in dem der arabische Wächter, der einzige Araber auf der Kolonie, seines Amtes waltet. Vor und hinter den Häusern sind Gärten angelegt und Alleen aus Maulbeerplantagen ziehen sich die Strassen entlang, auf denen eine Menge Geflügel sein Wesen treibt. Der Viehstand der Kolonie, der durch ein grosses Rindersterben gerade sehr gelitten hatte, zählt immerhin noch ca. 100 Stück Rindvieh ausser 40 Kälbern, 15 Esel, 8 Pferde sowie einiges

Kleinvieh. Auch hier, wie in den meisten jüdischen Dörfern fehlen Wiesen, wodurch die Viehhaltung sehr beeinträchtigt wird, obwohl Wasser in dieser Gegend reichlich vorhanden war, wie die mehrfach gefundenen verschütteten Brunnen beweisen. Der Brunnen des Dorfes hat genügend Wasser und speist unter anderem auch eine vorzüglich eingerichtete Badestube mit Douche, eine in diesem Klima doppelt angenehme Erfrischung nach der Feldarbeit. Einen besonderen Schmuck wird die Ansiedelung auf dem höchsten Punkte durch die neue Synagoge erhalten, die auf Kosten Herrn Braude's errichtet werden soll und weithin sichtbar das Wahrzeichen eines jüdischen Dorfes sein wird.

Besondere Freude machten uns die Kolonisten in Rechowoth. Hier fanden wir einen Typus vor, der unserem Ideal von einem jüdischen Bauern sehr nahe kommt, denn ausser tüchtigen und fleissigen Arbeitern sind die Ansiedler sämtlich gute Juden und zwar in jeder Beziehung. Für die religiösen Bedürfnisse ist vorzüglich gesorgt, in der kleinen Synagoge, die fünf Sifre Thorah besitzt, wird täglich Gottesdienst nach aschkenasischem Ritus gehalten, Mikweh ist vorhanden, Schochet selbstverständlich etc. Die Schule ist für die Verhältnisse einer Dorfschule sehr gut eingerichtet, vielleicht selbst diesen Rahmen noch etwas überschreitend, sie hat 5 Klassen, in denen 3 Lehrer ca.

40 Knaben und Mädchen im Alter von 5—11 Jahren unterrichten. Auch die Erwachsenen haben ausser der Alltagsarbeit noch geistige Bedürfnisse, in jedem Hause sind wenigstens einige Bücher, das Dorf besitzt auch eine eigene kleine Bibliothek, die Kolonisten benutzen aber ausserdem auch die Jaffaer Bibliothek und jeder Wagen, der zur Stadt fährt, muss für einige derselben Bücher mitbringen. In dem Dorfe existieren drei Vereine, Chewra kadischa, Mewakker Chaulim und Gemilluth Chassodim, übrigens auch eine kleine Apotheke. Das erfreulichste ist aber der Ernst und Eifer, mit dem die Kolonisten bestrebt sind, ihre ganze Lebensführung zu einer streng jüdischen zu gestalten und sich alles fremden nichtjüdischen Einflusses zu erwehren. Hebräisch ist die Unterrichtssprache in der Schule, in hebräischer Sprache werden alle Fächer gelehrt und die Eltern, die zum Teil selbst nicht ausreichend hebräisch können, sondern auf den Jargon angewiesen sind, halten doch darauf, dass die junge Generation die hebräische Sprache auch unter sich, beim Spiel, wie bei der Arbeit wirklich spricht. Alle Namen sind biblisch, die Kinder heissen Assaph, David, Joab, Deborah etc., auch den Tieren werden Namen gegeben, die sich auf Jüdisches beziehen. Wir fuhren mit einem Gespann, dessen Pferde Nimrod und Balak hiessen, und hörten Hunde mit dem Namen Titus und Stöcker zur Ruhe verweisen.

Noch einen Zug will ich hervorheben, die wahrhaft rührende Gastfreundschaft der Kolonisten, die an die Zeiten Abrahams erinnerte, und von den Wohlhabenderen wie den weniger Bemittelten gleichmässig ausgeübt wurde. Durch sie wird das Bild echt jüdischen Lebens erst vollständig, das uns die Kolonie Rechowoth bot.

Wir verwandten diesen Abend und den nächstfolgenden Morgen auf die Besichtigung der Kolonie und konnten dabei einer interessanten Scene beiwohnen. Die Kolonie hat mit dem Scheik der nächstgelegenen arabischen Ortschaft ein Abkommen getroffen, wonach sie einen Wächter mit 90 fr. pro Monat besoldet, den der Scheik stellt. Dafür ersetzt derselbe jeden Diebstahl, Raub etc., der trotz des Wächters vorkommen sollte, vollständig. Einen Kolonisten war nun eine Kuh gestohlen und der Scheik verhandelte vor dem Vorstand der Kolonie mit dem Bestohlenen über den Wert der Kuh. Die Verpflichtung zur Zahlung erkannte er sofort an, nur den Preis wollte er möglichst drücken, nach dreistündigem Handeln einigten sich indessen die Parteien und der Kolonist soll nicht schlecht dabei fortgekommen sein.

Wir übernachteten bei dem Apotheker Grabowski, der mit Levin Epstein und Goldin in unserer Bewirtung wetteiferte. Allen unseren freundlichen Wirten sei hiermit nochmals unser herzlicher Dank abgestattet.

VIII.

Für den nächsten Tag war in unserem Reiseplan die Besichtigung von Ekron in Aussicht genommen, um dann Mittags mit der Bahn von Ramleh nach Jerusalem zu fahren. Alles war auch ganz schön kalkuliert, aber einer jener unberechenbaren Zwischenfälle, die auf diesen Reisen so häufig sind, warf den Plan über den Haufen. Genau nach Verabredung standen wir früh auf, besahen uns Rechowoth noch recht genau und kräftigten uns dann durch ein gutes Frühstück, mit dem uns Frau Epstein bewirtete; alsdann bestieg unsere ganze Gesellschaft, nämlich Herr und Frau Braude, Herr Epstein und wir beide zwei Wagen und fort ging es. Landauer muss man sich freilich unter diesen Wagen nicht vorstellen, vielmehr ganz gewöhnliche Leiterwagen, dafür war der Weg aber um so schlechter. Es war ein einfacher Feldweg, der oft kaum erkennbar durch die weite wenig gewellte Sandfläche sich zog, deren eintöniges gelbliches Grau nur selten der grüne Schimmer eines Grashalms, öfter auch graues, hochgeschossenes, stachliches Dornengesträuch unterbrach. Eine ungemütliche Abwechslung boten uns die Wadys, die Wasserläufe, welche die Ebene durchziehen, die um die gegenwärtige Jahreszeit aber vollkommen trocken sind. Da der Weg über sie hinwegführt, Brücken

aber nirgends vorhanden sind, so fährt der Wagen im Trabe das steile Ufer hinunter und sofort am anderen Ufer wieder hinauf. Wenn man bedenkt, dass diese Wadys oft 6—8 Fuss tief und nur 20—30 breit sind, so wird man sich vorstellen können, dass der Leiterwagen bei solchem Experiment seine Insassen recht schlecht behandelt. Oft kommen auch trockene Wasserläufe vor, die den Reisenden nötigen abzusteigen, ehe die Durchfahrt beginnt, denn allerlei kleine Abenteuer, wie Umfallen des Wagens und Steckenbleiben desselben sind nicht gar so selten. Von dieser Abwechslung abgesehen, ist die Gegend, die man durchfährt, sehr eintönig, selten trifft man andere Reisende und nur die Linien der blauen Berge Judas im Hintergrunde verschönern die wüstenartige Szenerie. Aber so trostlos diese Gegend auch aussieht, es ist überaus fruchtbares Land, jetzt die Sephela, die Ebene der Philister genannt, die wir durchwandern, um an die Stätte der alten Philisterstadt Ekron zu kommen, wo jetzt ein blühendes jüdisches Dorf Ekron liegt, auch nach der Mutter des Protektors Maskereth Bathja genannt. Vielleicht steht auf dem Platze, wo im Tempel des Baal Sebub jene Philister ihre Siege über die Juden feierten, jetzt die jüdische Synagoge und noch mancherlei wichtige historische Funde. Altertümer aus der Zeit der Philisterfürsten, mögen im Boden vergraben der Auferstehung

harren, die ihnen vielleicht der jüdische Pflug bringt, der die Felder durchfurcht. Der Baab Sebub, der Fliegengott, aber hat seinen Sitz wohl nach Brindisi oder Port Said verlegt.

Ekron nimmt in der Reihe der jüdischen Kolonien im heiligen Lande eine eigene Stellung ein. Als der grossmütige Protektor beschloss, sich mit der Kolonisation in Palästina zu befassen, wünschte er ein Experiment zu machen, in wie weit die Kolonisation rentabel sein könnte. Während bisher auf allen jüdischen Dörfern nur Leute arbeiteten, denen der landwirtschaftliche Beruf fremd war, die vorher Handel oder ein Handwerk betrieben hatten, nahm er 1884 eine Anzahl Familien aus den jüdischen Kolonien in Südrussland nach Palästina, kaufte ihnen ein Terrain von ca. 700 Hektar bei dem Dörfchen Akir auf der Stätte des alten Ekron und liess sie dort den schon aus Russland her gewohnten Körnerbau treiben. Das Experiment glückte vollständig, die Ernte erwies sich als genügend, um die an bescheidene Lebensweise gewöhnten Bauern zu ernähren und alles ging gut, bis die Administration beschloss den vorzüglichen Boden zu besser rentierenden Plantagen auszunützen. Dies geschah und bildet jetzt den Ruhm des Dorfes, das zweierlei Anbau treibt, denn während die Administration eine grossartige Baumpflanzung angelegt

hat, bauen die Kolonisten wie früher noch Weizen, Sesam und Gerste.

Wir gingen natürlich zuerst, die Bujare, wie hier zu Lande diese Art Plantagen heissen, zu besichtigen und hatten unsere Freude an den grossartigen Anlagen. Ein mächtiger Brunnen versah das ganze weite Terrain mit Wasser und kleinere und grössere Kanäle führen das segensreiche Nass den Bäumen zu. Wir sahen die verschiedensten Fruchtbäume in allen Grössen, von den Schösslingen in den Baumschulen bis zu den fast ausgewachsenen, schon fruchttragenden Bäumen. Man sagte uns, dass die Bujare zur Zeit enthielte: 1519 grosse, 1300 kleine Ethrogimbäume, 28000 Oel-, 1200 Granatäpfelbäume, 400 Orangen-, 8000 Mandel-, 1150 Aepfel-, 9500 Maulbeer- und 7134 Aprikosenbäume. In geringerer Zahl zeigte man uns noch Bananen, Datteln, Feigen, Zitronen, Pfirsiche, Mimosensträucher etc. und verschiedene andere Fruchtbäume sollen noch versuchsweise angepflanzt werden. Die Bauern ihrerseits hatten 1600 Dunam mit Weizen, 1800 mit Sesam bepflanzt und waren mit ihren Ernteresultaten ganz zufrieden. Die Kolonie hat auch einen für palästinensische Verhältnisse ganz respektablen Viehbestand, den einzelnen Bauern gehören 16 Pferde, 8 Esel, 40 Ochsen, 55 Milchkühe, 98 Kälber, wozu im Besitz der Administration noch 1 Pferd, 1 Esel und 29 Maultiere kommen, zusammen

248 Stück Vieh, natürlich noch viel Geflügel ausserdem. Im Dorfe leben 28 Familien mit 198 Seelen, ferner noch 13 jüdische und 20 arabische Tagelöhner. Unter den Baulichkeiten sehen wir nur noch sehr wenig hölzerne, fast alle sind aus Stein, 35 Häuser, ferner Stallungen, Scheunen, Wächterhäuser, Schuppen etc. Ausserdem sind zwei mehrstöckige Gebäude vorhanden, von denen das eine die Administration und die Apotheke beherbergt, das andere für die Synagoge und die Schule den Platz bietet. Sehr gerühmt wurde uns die Schule, der Lehrer Hurwitz vorsteht, und in der 40 Kinder zu unterrichten sind. Er ist einer der eifrigsten Kämpfer für Hebräisch, hat sogar durchgesetzt, dass die Kinder die heilige Sprache vollständig beherrschen lernen und sich ihrer auch im Alltagsverkehr bedienen.

Auch in Ekron oder Maskereth Bathjah, wie es heisst, wurden wir sehr gastfreundlich aufgenommen; obwohl wir den Herrn Bril, den Administrator, nicht zu Hause trafen, so liess man uns in seinem Hause doch nicht eher fort, bis wir uns dazu verstanden hatten ein reichliches Frühstück einzunehmen.

Wir mussten aber bald eine Schattenseite der allzu liebenswürdigen Gastfreundschaft erfahren. In unseren Plane lag es an diesem Mittag noch nach Jerusalem zu fahren und desshalb von Ramleh aus die Bahn zu benutzen. Bis Ramleh musste uns

der Wagen bringen, den wir von Rechowoth aus benutzt hatten, und da wir uns bei dem Frühstück und bei der Besichtigung der Bujare etwas verspäteten, so trieben wir Nimrod und Balak, die beiden Gäule vor unserem Leiterwagen, zur grössten Eile an, der diese guten Ackerpferde fähig waren. Unser Kutscher, ein junger Mann aus Rechowoth, verkürzte uns den Weg durch seine Plaudereien und gab allerlei kleine Züge aus dem Kolonistenleben zum Besten. Er war in Russland Kaufmann (Kommis in einem grösseren Geschäft) gewesen, aber als wir ihn fragten, was er vorzöge: sein verhältnismässig bequemes Leben in Russland oder die schwere Arbeit des Bauern in Palästina, sah er uns an, als seien wir verrückt und meinte, dass er nicht um viel Geld tauschen würde. In Russland müsse der Jude sich vor jedem Goi und gar vor jedem Polizisten bücken, im heiligen Lande kann er sein eigener Herr auf seinem eigenen Grund und Boden sein.

Allmälig ging die öde Steppe, die wir zuerst durchfuhren, in Olivenwaldungen über, die uns die Nähe von Ramleh ankündigten. Freilich Waldungen nach deutscher Art sind das nicht, denn die Olivenbäume, wenn sie guten Ertrag bringen sollen, müssen sehr weit von einander stehen und mit ihrem grauen Laub sehen sie ohnedies immer wie verstaubt aus. Ramleh ist von solchen Anpflanzungen rings umgeben und ein wichtiger Mittel-

punkt des Oelhandels in Palästina, sonst freilich ein recht uninteressantes Städtchen mit 9611 Einwohnern, worunter nur 166 Juden sind. Die letzteren, meist kleine Handwerker, haben sich in den letzten Jahren dort niedergelassen und zwar zum grossen Teil durch die Hilfe des Vereins Lemaan Zion in Deutschland, der unter seinen Aufgaben auch die zählt, die jüdischen Handwerker aus Jerusalem in die kleineren Städte des heiligen Landes zu verpflanzen, wo sie leichter Arbeitsgelegenheit und damit Brot finden können, als in dem überfüllten Jerusalem. Als wir uns dem Bahnhof näherten, ging gerade der Zug ab und wir begriffen mit Schrecken, dass alle unsere Eile umsonst gewesen sei. Es konnte uns auch wenig trösten, als wir vernahmen, dass wir eigentlich hätten zur Zeit kommen müssen, aber gerade mit diesem Tage (es war der 16. Oktober) an dem wir fahren wollten, trat der Winterfahrplan in Kraft und nach diesem gingen die Züge eine Viertelstunde früher. Der Trost war an sich ja ganz gut, wir konnten wenigstens auf die Bahnverwaltung und ihren Winterfahrplan, von dem Niemand etwas gewusst hatte, schimpfen, es half aber doch nichts, uns blieb nur die Wahl entweder 24 Stunden in dem langweiligen Ramleh liegen oder zurück nach Ekron zu unseren Freunden. Wir wählten das letztere, zurück gings nach Ekron und als wir dort ankamen

und hörten, dass unsere Freunde nach Gadrah weitergefahren waren, so fuhren wir auch dorthin nach, wo wir um 5 Uhr Nachmittags denn auch wieder mit ihnen zusammentrafen und gemeinsam die Kolonie in Augenschein nahmen.

IX.

Gadrah oder **Katra** ist eine der ältesten Kolonien und eine von denen, welche mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Die Begründer waren bekanntlich russische Studenten, in denen die Judenverfolgungen der Jahre 1881/82 das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihrem Stamm und ihrem Bekenntnis neu geweckt hatten. Als dann der zündende Gedanke von der Kolonisation Palästinas in die Massen geworfen wurde, entstand auch bei diesen jungen Leuten heisse Begeisterung für eine befreiende That in dieser Richtung. Kurz entschlossen gingen sie nach dem heiligen Lande, kauften sich Grund und Boden bei dem arabischen Dörfchen Katra und nun wollten sie Bauern sein. Aber jetzt begann ein bitterer Kampf der herben Wirklichkeit mit dem Idealismus, in dem sich die jungen Kolonisten wahrhaft heldenhaft benahmen. Von allen Seiten erwuchsen ihnen Schwierigkeiten, freilich meist durch ihre eigene Unerfahrenheit verschuldet. Das Land, das sie erworben hatten, erwies sich als unfruchtbar

und für die Zahl der Kolonisten daher noch zu klein. Ungeheuere Arbeit war nötig, um das Terrain urbar zu machen, Dünger musste in grossem Massstabe dem Felde zugeführt werden, die hemmenden Feldsteine beseitigt werden. Es war eine Arbeit, zu der die ganze durch lange Generationen erworbene Tüchtigkeit uralter Bauerngeschlechter gehörte und die jungen frischgebackenen Bauern waren Männer der Feder, zum Teil mit akademischer Bildung, alle von einer hohen Stufe der sozialen Leiter und diese Elemente sollten die gröbste und schwerste Arbeit verrichten, bei der schon der unvermeidliche Schmutz ihre empfindlichen Nerven peinigte. Dazu kam, dass die Ansiedler noch unverheiratet waren, dass sie daher auch die Arbeiten im Haushalt selbst verrichten mussten und ihnen die gerade bei der Landwirtschaft so nötigen weiblichen Hilfskräfte fehlten. Endlich noch das Uebel des Landes: Chikanen seitens der Beamten, die die Erlaubnis zum Häuserbau verweigerten, und der für die erste Kolonisation in Palästina typische Geldmangel. Aber der jüdische Idealismus siegte dennoch, so unwahrscheinlich dies auch schien, freilich nur unter ungeheuren Opfern und Leiden der armen Kolonisten. Mussten einige von ihnen, die der schweren Arbeit nicht gewachsen waren, aus dem Dorfe fortgehen, so kamen andere, schliesslich auch einige Verheiratete mit ihren Familien. Durch

Tagelöhnerdienste in den nächsten Dörfern erwarben die Bauern von Gadrah das Geld zum Kauf des Düngers und in Körben trugen sie ihn auf das Feld, weil alles Gerät fehlte. Schliesslich traten die neu entstandenen Vereine ein und sandten etwas Geld, so dass Vieh und Ackergerät beschafft werden konnte, später auch die zum Hausbau nötigen Summen. Auf dem Terrain war ursprünglich nur ein Bau gewesen, den die Kolonisten zum Stall für das bei ihrer Armut um so kostbarere Vieh einrichteten. Sie selbst schliefen im Freien und erst allmählich konnten sie sich Holzhütten, dann steinerne Häuser bauen. So entstand unter unsäglichen Kämpfen die blühende Ansiedelung, die wir vor uns sahen.

Schon ehe wir in das Dorf hineinfuhren, das auf einem Hügel liegt, fiel uns eine stattliche Rinderheerde auf durch das gute Aussehen der Tiere und ganz besonders durch die Sauberkeit, mit der dieselben offenbar gehalten waren. Denselben Eindruck machte uns dann auch das kleine, aus einer einzigen Gasse bestehende Dorf. Eine breite, sauber gehaltene Strasse mit 2 Reihen Bäumen bepflanzt und bescheidene, aber gut gebaute und gehaltene Häuser daran, 19 steinerne, sowie noch einige hölzerne von früher her. Wiederum wetteiferten die Kolonisten mit einander, wer uns bewirten durfte und so einfach natürlich und so ländlich

auch diese Bewirtung begreiflicherweise sein musste, so wohlthuend war der Eifer der fast durchweg sehr intelligenten Bauern, uns ihre Gastfreundschaft zu beweisen. Ein Spaziergang durch das Dorf und einige Felder und Pflanzungen zeigte uns vielerlei interessantes. Das ganze Terrain der Kolonie beträgt 3000 Dunam = 270 Hektar, wovon aber nicht alles anbaufähiges Land ist. Es wohnen auf demselben 20 Familien mit ca. 100 Seelen, jede Familie hat 4 –5 Rinder, Kälber etc. Die Hauptnahrung erwirbt die Kolonie durch Weinbau, denn es sind ca. 200000 Reben gepflanzt. Die Trauben werden meist in den Kellern der Administration geliefert, doch erzeugen die Kolonisten noch selbst in primitivster Weise auch Wein und Cognac, der zwar nicht so gut wie der von Rischon le Zion, aber immerhin noch verkäuflich ist, besonders da er grosse Billigkeit voraus hat, denn die Flasche dieses Weines kostet nur 20 Pfg. Neben Wein wird auch Getreide angebaut, der Weizen trug in diesem Jahre 12fältig, der Sesam 30fältig und das Gesamtresultat war sehr zufriedenstellend. Die Kolonie kann denn auch seit dieser Ernte jeder Stütze entbehren, nur die Kosten des Schochet zahlen die Odessaer Chawawe Zion noch. Natürlich hat das Dorf alle Erfordernisse einer jüdischen Gemeinde, Synagoge, Mikweh etc., auch sind ausser dem Schochet noch an-

gestellt ein Melamed, ein Apotheker, der zugleich Feldscheer ist und ein arabischer Wächter. Die Kinder sind alle noch sehr jung, so dass die Frage nach dem Lehrer noch nicht aktuell war, jedoch wollen die Kolonisten einen solchen bald auf gemeinsame Kosten anstellen.

Zwei Merkwürdigkeiten möchten noch erwähnt werden, die eine, dass jene russischen Studenten, die einst in religiöser Beziehung die schlimmsten Nihilisten waren, auf dem Boden des heiligen Landes sich allmählich daran gewöhnt haben, fromme Jehudim zu sein und heute alle Vorschriften skrupulös befolgen, und die zweite, dass in dieser Kolonie man noch an dem jüdisch-deutschen Jargon festhält und keine Vorliebe für hebräisch bezeugt, doch hat auch hier der Geist der Zeit und des Landes schon eine Wandlung angebahnt.

Als wir schon zum Scheiden bereit waren, führte uns einer der Kolonisten noch einmal auf sein Grundstück, um uns recht drastisch die Entwickelung der Kolonie zu zeigen. Er wies auf sein hübsches steinernes Haus, den Stall, in dem 4 Kühe standen, den Hühnerstall und die Hundehütte und erklärte uns, wie er, als er zuerst auf das Dorf gekommen sei, in dem Brettergestell habe schlafen müssen, das jetzt sein Hund benutze. Das Jahr darauf baute er ein hölzernes Häuschen,

in dem jetzt sein Geflügel war, und darin wohnte er mehrere Jahre. Als dann die Bauerlaubnis von der Behörde eintraf, errichtete er einen hölzernen Schuppen, in dem er gemeinsam mit dem inzwischen angeschafften Vieh hauste und als er sich dann verheiratete, diente ihm die Mitgift der Frau zur Errichtung des steinernen Hauses, in dem er jetzt wohnte. Damit erklärte er dann auch alle seine Wünsche befriedigt, wir aber waren fast zu Thränen gerührt ob dieser kurzen und einfachen Schilderung der Leiden jener Kolonie.

X.

Noch an demselben Abend fuhren wir bei schönem Mondschein nach Rechowoth zurück, wo wir übernachteten, und am anderen Tage bei guter Zeit nach Ramleh aufbrachen, wo wir denn auch den Zug recht bequem erreichten. Wir fuhren nach Jerusalem, wo wir 2½ Tag blieben und dann wieder nach Jaffa mit der Bahn zurückkehrten. Die Eindrücke, welche wir auf dieser Reise in Jerusalem sammelten, will ich mit denen meines zweiten Aufenthaltes zusammenfassen und in einem späteren Kapitel zu schildern versuchen.

Hatten unsere bisherigen Streifzüge den südlich von Jaffa gelegenen Kolonien gegolten, so brachen wir nun nach der anderen Hälfte der jüdischen Ansiedelungen, den beiden Gruppen in Galiläa, auf. Auf

dem Wege dorthin wollten wir auch die Kolonie Pethach Tikwah kennen lernen, die kaum 2 Stunden nördlich von Jaffa liegt. Der Weg führt nicht weit von Jaffa an der Templeransiedelung Sarona vorbei, einer grossen, einen erfreulich an Deutschland mahnenden Eindruck in uns hervorrufenden Kolonie jener württembergischer Bauern, welche sich in den 60er Jahren hier niederliessen, um den Messias hier zu erwarten. Auch sie hatten viele Schwierigkeiten zu überwinden, aber jetzt befinden sie sich materiell in sehr günstiger Lage. Zwar ist ihr Getreidebau nicht bedeutend, ihr Wein recht schlecht und bringt nur minimalen Ertrag, aber sie treiben eine ausgedehnte und sehr rentable Milchwirtschaft, die für Jaffa zu guten Preisen und in namhaften Quantitäten Milch und Butter, auch etwas Käse produziert. Sie besitzen viel und guten Boden und sind als tüchtige Arbeiter weit bekannt, aber sie können das Klima nicht vertragen und zwar leidet besonders die jüngere Generation darunter, so dass die alten Bauern, die aus Deutschland eingewandert sind, zwar sich noch ganz gut befinden, ihre Kinder aber in ungeheurer Mehrzahl ganz jung sterben. Wir fanden dieselbe Beobachtung bestätigt an dem Verfall der Tscherkessen-Niederlassung in Chedereh und der gleichen Ansiedelung der Bosniaken bei Caesarea. Beide sind schon fast ausgestorben, so dass es scheint, als könnten die

Fremden das Klima des Landes nicht vertragen. Die Juden aber haben in ihren Dörfern mit Ausnahme von Pethach Tikwah und Chedereh eine sehr geringe Sterblichkeit, die freilich zuerst etwas grösser war, aber allmählich sehr erfreulich abgenommen hat. Auch die Kindersterblichkeit ist jetzt mit Ausnahme dieser zwei Kolonien, bei denen besondere Umstände obwalten, sehr gering. Die Juden sind eben im heiligen Lande ihrer Väter zu Hause und das Klima ist nur für Fremde gefährlich. Der Leser möge die kleine, wie ich glaube, nicht uninteressante Abschweifung verzeihen, ich kehre zu meinem Thema zurück.

Eine zweistündige Fahrt brachte uns gegen 10 Uhr nach der Kolonie Pethach Tikwah (21. Oktober), einem grossen Dorfe, der grössten unter den jüdischen Ansiedelungen in Judaea und der ältesten. Hier machten schon 1878 Jerusalemer Juden den Versuch zu Bauern zu werden, gaben ihn aber bald wieder auf und auch ein zweiter, ein Jahr später unternommener Versuch führte zu keinem besseren Resultat. Aber 1882 siedelten sich russische Flüchtlinge in dem verlassenen Dorfe an und nun begann ein neues Leben. Leider zerfällt die grosse Kolonie in drei Teile, von dem mächtigen Terrain, ca. 15000 Dunam = 1360 Hektar gehören 550 Hektar der Administration, 80 Hektar dem in Hamburg lebenden Philanthropen Lachmann, der Rest

einzelnen Besitzern. Dementsprechend stehen dann auch 28 Familien unter der Administration, während die anderen unabhängig sind. Es leben im Ganzen auf der Kolonie ca. 100 Familien mit 648 Seelen in ca. 80 Häusern, wovon noch viele hölzern sind und zum Teil recht erbärmlich aussehen. Der Gesundheitszustand ist in Folge der nahen Audschsümpfe nicht der beste, doch haben sich auch hier die Eucalyptusbäume als Fieberfänger bewährt und wesentlich zur Hebung des Gesundheitszustandes beigetragen. Diese Pflanzungen sind natürlich von der Administration angelegt, welche auch eine Million Weinstöcke hat setzen lassen, sowie eine Menge Fruchtbäume. Sie betreibt auch etwas Getreidebau, wozu ein Dampfflug dient. Interessant sind die in dieser Kolonie gemachten Versuche mit dem Theebau, die kleinen Theebäumchen gedeihen hier ganz gut, während auf allen anderen Kolonien die zarten Pflanzen eingingen. Allerdings ist auch hier der Versuch noch nicht beendet und das Resultat mit Sicherheit noch nicht vorauszusagen. Die Administration unterhält eine Schule, der Madame Farb vorsteht, während ihr Gatte die Administration führt. In dieser Schule werden ca. 80 Kinder unterrichtet und zwar, was für eine Dorfschule eine ziemlich hohe Aufgabe ist, in vier Sprachen, Hebräisch, Arabisch, Türkisch und Französisch. Auch eine Apotheke, deren

Verwalter zugleich Feldscheer ist, wird von der Administration erhalten, während der Arzt Dr. Masie aus Rischon le Zion zweimal die Woche nach Pethach Tikwah kommt.

Ein zweiter Mittelpunkt für einen Teil der Kolonie bildet das Gut des Herrn Lachmann, dessen Verwalter Herr Liebreich, früher in Jerusalem, ist. Auf demselben werden etwas Getreidebau und etwas Weinbau getrieben, der Hauptteil des Gutes aber von einer grossen Bujare eingenommen, für deren Bewässerung ein mächtiger Brunnen angelegt ist. Die ganze Anlage, besonders die Apfelsinenplantage, sieht sehr vielversprechend aus, ein Agronom, der in unserer Gesellschaft war, rühmte sehr den geordneten Betrieb des Gutes. Das zu demselben gehörige Wohnhaus ist zweistöckig und enthält ausser den Wohnräumen die Schulzimmer der Talmud Thora, die aber zur Zeit nur von 9 Kindern besucht wurde. Im Ganzen war der Eindruck dieses Lachmann'schen Gutes ein sehr guter.

Zwischen diesen beiden Polen liegt noch eine Gruppe von ca. 50 Häusern, meist sehr klein und primitiv, auch häufig aus Holz, nur selten waren Ställe bei den Gebäuden zu sehen und etwas von Vieh zu entdecken. In diesen Häusern wohnen ca. 50 Familien, denen der grösste Teil der Ansiedelung, ca. 700 Hektar gehört, die aber gar keinen Ackerbau oder nur zum

kleinsten Teil treiben. Die meisten von ihnen sind Tagelöner, einige Handwerker, einige haben kleine Geschäfte gehen wohl auch hausieren. Manche von ihnen nehmen auch Chalukah, d. h. Armen-Unterstützung in Jerusalem. Keineswegs lassen sich diese 50 Familien einfach als Bauern behandeln. Dieser Teil der Kolonie hat schon häufig Unterstützung von den Kolonisationsvereinen erhalten.

In Jehudije, das gleichfalls zu Pethach Tikwah gehört, stehen noch 16 Häuser, doch sind dieselben der gesundheitsschädlichen Ausdünstungen der nahen Audschsümpfe halber fast leer. Nur einige Familien, welche in Pethach Tikwah arbeiten, haben sich dort häuslich niedergelassen.

Gelänge es die sogenannten unabhängigen Kolonisten auch unter die Leitung der einen Administration zu bringen und erhielte die Kolonie dann einen energischen und fähigen Administrator, so könnte sie unzweifelhaft zu grossem Blühen gebracht werden.

Wir strebten noch denselben Tag nach Chedereh zu gelangen und fuhren daher Mittags 3 Uhr weiter, ohne uns durch die Warnungen vor Räubereien beirren zu lassen. Herr Liebreich schickte uns noch seinen Sohn zu Pferde nach, übrigens einen ausgezeichneten Reiter, um uns die Warnung zu wiederholen, wir liessen uns aber nicht einschüchtern, obwohl keiner von uns

drei Reisegefährten eine Waffe besass und der Kutscher ebenfalls nicht, denn wir hatten schon öfter Gelegenheit gehabt, die übertriebene Furcht vor solchen angeblichen Räubern in Palästina als recht grundlos zu verlachen.

XI.

Die Landschaft zwischen Pethach Tikwah und Chedereh ist nicht mehr so eintönig, als die Gegend um Jaffa, zwar die Landstrasse zieht sich noch durch die glatte Fläche der Ebene Saron, aber zur Linken sieht man die niedrigen grauen Dünen, die das mittelländische Meer dem Auge verbergen und nur selten einen Blick auf die weite blaue See gestatten, und zur Rechten treten häufig Hügel an die Landstrasse heran, die Ausläufer des Gebirges Ephraim. Um diese Jahreszeit ist die ganze Ebene vertrocknet und nicht viel mehr als ein Sandfeld, aber hin und wieder unterbrechen doch grüne Oasen die Einsamkeit der Steppe. Unsere Gesellschaft bestand ausser uns beiden Berlinern nur aus Herrn Margulies Kalvarisky, der sich angeschlossen hatte, um die ihm noch unbekannten nördlichen Provinzen Palästinas kennen zu lernen, und dem Kutscher, einem Kolonisten von Sichron Jaacob. Das erste Dorf auf unserem Wege ist Kilkilije, ein durch den Fanatismus seiner Bewohner berüchtigtes Nest,

wo auch wir ein kleines, spasshaftes Abenteuer hatten. Während der Kutscher unsere Pferde tränkte, kamen Araberjungen heran, betrachteten sich die „Frandschi“ und fingen alsbald an unter Schimpfworten mit Steinen zu werfen. Herr Margulies aber zog aus seiner Tasche sein Opernglas hervor, und als er dasselbe wie einen Revolver erhob, stob die ganze Bande laut schreiend auseinander, ohne sich wieder blicken zu lassen. Dieser übrigens auch nur spasshafte Konflikt war der erste und einzige auf der ganzen vierwöchentlichen Reise und wir haben es nicht bedauert, dass wir ohne die geringste Waffe unsere Tour gemacht haben. Das zweite Dorf, in dem wir Rast machten, Karkoun hinterliess einen viel günstigeren Eindruck, denn hier fiel uns die seltene Schönheit der arabischen Männer und Knaben auf, die während des Aufenthalts mit freundlichem Geplauder unseren Wagen umdrängten. Beim Weiterfahren, es war schon 6 Uhr und dunkel geworden, machten wir die trübe Entdeckung, dass unser Kutscher den Weg nicht mehr recht wusste und als wir kurz darauf zu einer dem Kaimakam von Tull Kerim gehörigen Bujare kamen, wo einige Bewaffnete stationiert waren und diese uns im schönsten Jargon versicherten „Seind Ganofim auf Weg“, da gingen wir auf den Vorschlag des Kutschers ein uns einen bewaffneten Begleiter und Führer mitzunehmen. Einer der hier

stationierten arabischen „Chajale“ (bewaffnete, meist auch berittene Begleiter) wurde für 5 francs engagiert um uns sicher nach Chedereh zu bringen und nahm auf dem Wagen Platz. Er war ein netter Mensch, heiter, gesangeslustig, nicht unintelligent und einiger Jargonausdrücke kundig. Hier konnten wir auch beobachten, wie nahe verwandt die hebräische und arabische Sprache sind, denn während Herr Margulies hebräisch, unser Führer arabisch sprach, verständigten sich beide recht gut. Indessen die wichtigste Eigenschaft fehlte dem guten Manne doch, er kannte nämlich den Weg gar nicht und da mittlerweile die Nacht hereingebrochen war, so verirrten wir uns auf das Schönste. Mondschein war leider nicht im Kalender und das Funkeln der Sterne, so wundervoll es dem Südländer erscheint, reichte doch nicht aus, um unseren Kutscher und Führer sich orientieren zu lassen. So fuhren wir weiter und weiter und es verging Stunde um Stunde, aber wir fanden weder Chedereh, noch irgend eine andere Ansiedelung, obwohl wir gar nicht weit entfernt sein konnten, denn die Bujare liegt nur ¾ Stunden von unserem Ziele entfernt. Die Situation fing an ungemütlich zu werden, obwohl wir durch Singen und Scherzen das möglichste thaten, um sie amüsanter zu gestalten. Endlich fingen wir schon an uns auf ein Nachtlager im Freien einzurichten, als wir wieder auf

eine Stelle trafen, wo wir bestimmt schon einmal eine Stunde früher gewesen waren. Einer allgemeinen Verblüffung folgte der Entschluss, nun gar nicht mehr nach dem Weg zu suchen, sondern uns nur nach den Sternen zu richten und geradewegs unsern Kurs nach Norden quer über die Felder weg zu richten. Dieser Beschluss war auch von Erfolg gekrönt, bald hörten wir Hundegebell und sahen vor uns ein Beduinenlager, dessen schwarze Zelte im matten Lichte der Sterne und bei dem spärlichen Schein einiger Feuer einen romantischen Eindruck machten, den die hin- und hereilenden Menschen, die bei dem fahlen Licht wie gespenstige Schatten umherhuschten, nur erhöhen konnten. Auf die freundlichste Weise ward uns bei diesen Nomaden Auskunft, bald waren wir auf dem richtigen Wege und in einer Viertelstunde fuhren wir in Chedereh ein unter Absingen des Zionliedes „Dort wo die Ceder blüht.“ Der Gesang weckte zunächst alle Hunde des Dorfes und allmählich kamen auch einige Kolonisten und endlich fanden wir um 12 Uhr Nachts Unterkunft bei Herrn Slutzki, einem uns schon von Jaffa her bekannten Ansiedler. Wir hatten ihn freilich aus dem Bett holen müssen, er liess es uns aber nicht entgelten, sondern nahm uns auf das freundlichste auf und schaffte noch in der Nacht Thee und Eier herbei, so dass wir einigermassen uns restaurieren konnten, ehe wir die ersehnte

und wohlverdiente Nachtruhe auf den improvisierten, daher nur primitiv eingerichteten Betten suchten und fanden. Am andern Tage hatten wir das Vergnügen, festzustellen, dass wir einige Male im Kreis um das Dorf gefahren waren, welches wir der Dunkelheit wegen nicht hatten erblicken können, und so zu einem Weg von ¾ Stunden schliesslich 5 ganze Stunden gebraucht hatten.

Frühmorgens weckten uns unsere Freunde, die Herren von Waad Hapoel: Eisenstadt, Dr. Joffe und Kaisermann, die ebentalls in Chedereh eingetroffen waren und gemeinsam ging es an die Besichtigung der Kolonie. In deren Mitte steht ein alter Khan, einer jener grossen orientalischen Herbergen, die man oft mitten auf den Strassen sieht und wo die Reisenden mit ihren Tieren auf eine Nacht unterkommen können, ohne jedoch mehr als Obdach finden zu können, da es Wirte in diesen Herbergen fast nie giebt. Mit dem Ankauf des Landes ging dieses Gebäude in den Besitz der Kolonisten über, die teils aus Einzelfamilien, teils aus den Genossenschaften von Wilna und Riga bestehen. Da das Geld haperte, so richteten sich die meisten der Ansiedler in dem grossen viereckigen Gebäude, das einen weiten Hof umschliesst, so gut es ging ein, während nur Wenige eigene Häuser erbauen konnten. Es stehen daher ausser dem Khan nur noch 4 Häuser,

in der ganzen Kolonie wohnen aber 30 Familien mit 110 Seelen, so dass man sich vorstellen kann, wie eng es hergeht, umsomehr, als auch für das Vieh der Kolonisten Raum in dem Gebäude geschaffen werden musste. Oft wohnen in einem Zimmer 5—7 Menschen, dazu noch das Federvieh der Familie etc. Wirkt diese Wohnungsnot ungünstig auf den Gesundheitszustand ein, so noch schlimmer die Nähe zweier Sümpfe, deren Miasmen die Luft verpesten. Obwohl die Chawawe Zion von Odessa einen Feldscheer unterhalten, der zugleich Apotheker ist, die Apotheke von Sichron Jaacob die Heilmittel liefert und der Arzt dieser Kolonie allwöchentlich nach Chedereh kommt, ist der Gesundheitszustand in dieser Kolonie ein recht schlechter. Gebessert kann er in durchgreifender Weise nur werden durch den Bau von Häusern und die Austrocknung der Sümpfe.

Chedereh ist räumlich die grösste Kolonie, sie misst 30000 Dunam = 2700 Hektar Boden, reicht bis an das Meer, wo sie einen kleinen Hafen hat, und besitzt, da Wasser genug vorhanden ist, natürliche Wiesen, eine grosse Seltenheit im heiligen Lande. Die Kolonie könnte gut gedeihen, aber erstens hapert es an den oben erwähnten beiden Bedingungen, dann haben die Genossenschaften die Arbeit fast aufgegeben und die einzelnen Kolonisten sind fast ausnahmslos sehr

arme Leute, zum Teil auch der schweren Arbeit nicht gewachsen, oder auch unter dem Einfluss der Fiebermiasmen krank und hinfällig. Die Chawawe Zion thun, was sie können, doch reichen ihre Mittel nicht hin, um eine entschiedene Wendung zum Besseren herbeizuführen. Sie unterhalten einen Schochet, Apotheker, Lehrer und Wächter und unterstützen einzelne Kolonisten, um sie über Wasser zu halten. Unter diesen Umständen ist hier noch nicht viel geleistet, es sind 300000 Weinstöcke gepflanzt, sowie einige Fruchtbäume, endlich jener Garten von Ethrogimbäumen, der zu Ehren des Oberrabbiners Mohilewer Gan Schmul heisst. In demselben sind 3500 kleine Ethrogimbäumchen in einer Baumschule, die noch umgepflanzt werden sollen, wenn sie etwas grösser sind. Auch der Viehstand der Kolonie ist klein, 20 Pferde, 20 Esel, 100 Stück Rindvieh, ausserdem Hühner und Enten. Die Ansiedelung macht von allen, die wir sahen, den ungünstigsten Eindruck und ist am weitesten zurück, obwohl alle Bedingungen, im guten Boden etc. gegeben sind. Dagegen bedarf das Menschenmaterial, das gegenwärtig in Chedereh ist, dringend einer Ausmusterung und Ergänzung, freilich darf man nicht übersehen, dass die Leiden der Kolonisten sehr gross sind und dass man nicht von Jedermann den Idealismus der Bauern von Gadrah verlangen darf.

XII.

Von Chedereh führte uns am folgenden Tage der Weg nach Sichron Jaacob in kaum zwei Stunden. Wir überschritten dabei den Krokodilfluss (Nahr es Zerka), in dem noch vor 2 Jahren ein jüdischer Kolonist ein Krokodil gesehen hat. Er tödtete es durch einen Schuss und fand dann, dass dasselbe noch nicht ausgewachsen war. Seitdem ist von dieser Tiergattung kein Exemplar mehr gesehen worden, übrigens ist dieser Distrikt am Karmel, in dem die Kolonie Sichron liegt, der einzige in Palästina, in dem sich noch wilde Tiere befinden; man sieht sogar, allerdings selten, den Leoparden, im Lande Tiger genannt, häufiger Wildschweine, vereinzelt Hyänen, aber auch sanfteres Jagdwild, Rehe etc.

Unser Weg bot nicht viel bemerkenswertes und war schlecht genug, aber plötzlich fiel uns eine kleine Brücke auf, die im Gegensatze zu der hierorts üblichen Gewohnheit sauber gehalten war, und gleich dahinter begann eine richtige Kunststrasse. Es war jüdisches Gebiet, in das wir nun kamen, die Gemarkung des grossen Dorfes Sichron Jaacob. Allmälig steigt der Weg an, die Landschaft wird hügeliger, wir befinden uns in den Ausläufern des Karmel. Von der Spitze dieser Hügel hat man einen schönen Blick auf die Berge und Hügel, in die Thäler und Schluchten des

Karmelgebirges, die sich in den mannigfaltigsten Formen rings umher ziehen und mit ihrer grünen Bewaldung den deutschen Mittelgebirgen gleichen. Vereinzelt erscheinen auch kleine Häusergruppen auf den Gipfeln und an den Abhängen und man zeigte uns die beiden Töchterkolonien Scheweja und Em el Gamal. Auf der andern Seite schweift der Blick westwärts die Abhänge des Gebirges zum Meer entlang über die schmale fast gar nicht bebaute Küstenebene und auf das blaue mittelländische Meer in seiner dem Auge unübersehbar erscheinenden Weite, wo nur selten ein Schiff an dem fernen Horizont sich zeigt und die majestätische Einöde unterbricht. Unten am Meer erblickten wir die kleine Kolonie Tantura, das alte Dor, mit der leider feiernden Glasfabrik und bald liegt vor uns auf einem Berge die Kolonie Sichron Jaacob, die der Seelenzahl nach bei weitem grösste landwirtschaftliche Ansiedelung ausländischer Juden in Palästina. Die Häuser ziehen sich schon am Abhang entlang und wie wir so die vorzügliche, saubere Strasse entlang fahren an der grossen Kellerei vorbei, vorbei an den Erweiterungsbauten, die noch im Rohbau stehen, zwischen grossen und kleinen steinernen Häusern hindurch, wiederholentlich umbiegend in einen anderen Strassenzug, bis wir zu dem stattlichen Platze kommen, wo das Haus des Administrators steht und ihm gegenüber der schöne

Stadtpark mit der sprudelnden Fontaine, wie wir fast eine Viertelstunde brauchen, um zu diesem Mittelpunkt der Ansiedelung zu kommen, da fragen wir uns mit Erstaunen, ob wir nicht in eine kleine europäische Stadt versetzt sind, oder ob wir wirklich im Lande der Bibel uns befinden. Wie ein kleines Palais erhebt sich das Gebäude der Administration mit grossen weithin leuchtenden Fenstern und nicht weit davon die stattliche Synagoge, im schönsten Teile des Dorfes gelegen; und um den öffentlichen Garten, der in einigen Jahren ein wundervoller Park sein wird, mit seinem Springbrunnen etc., darf manche deutsche Kleinstadt jenes palästinensische Dorf beneiden. So städtisch aber die Mehrzahl der Häuser aussieht; wenn in der Abendstunde „der Rinder buntgestirnte Schaaren brüllend in die heimischen Ställe zurückkehren“ und Ackergerätschaften durch alle Strassen gefahren werden, dann gewinnt man rasch den Eindruck zurück auf einem Dorf zu sein.

Sichron Jaacob ist eine der ältesten Kolonien; von rumänischen Kolonisten ohne genügende Mittel und ohne genügendes Verständnis der Landwirtschaft gegründet und daher bald in grosse Not geraten, wurde es durch das Eingreifen des Protektors aus der tiefsten Not gerettet. Er vergrösserte die Ansiedelung durch Zukauf passender Terrains und stellte die reichlichsten Mittel für die Anlage der Pflanzungen zur Verfügung.

Jetzt umfasst das Dorf ein Terrain von ca. 22000 Dunam = 2000 Hectar mit ca. 200 Familien, wozu noch die zahlreichen Angestellten des Protektors mit der grossen Zahl der jüdischen und arabischen Arbeiter kommen. Die jüdischen Arbeiter werden nach und nach als Kolonisten in den Neuanlagen Scheweja, Em el Gamal, Em el Tut und Tantura angesiedelt und an ihre Stelle können so immer neue treten. Doch sind auch die alten Kolonisten noch nicht alle selbstständig und nach dieser Richtung bleibt noch viel zu wünschen übrig. Ausser den jüdischen Arbeitern werden zu gewissen Zeiten eine grosse Anzahl arabische Tagelöhner gedungen, um bestimmte Arbeiten, besonders bei neue Plantagen, auszuführen.

Gepflanzt sind in der Kolonie mehr als eine Million Weinstöcke, grosse Maulbeer-Haine, die eine ausgedehnte Seidenzucht ermöglichen sollen, umfangreiche Gärten von Fruchtbäumen, von denen bisher aber nur die Mandel- und ein Teil der Olivenbäume Ertrag liefern, ferner eine grosse Baumschule und umfangreiche Eucalyptuswaldungen an verschiedenen Stellen der Kolonie. Dazu kommen noch der Park und besonders schöne Anlagen auf dem Friedhof, dem man die landschaftlich bestgelegenste Stelle der Kolonie angewiesen hat. Während der Getreidebau sehr beschränkt ist, treiben viele Kolonisten Bienenzucht, Gemüsebau und

andere landwirtschaftliche Nebenerwerbe. Ausser den eigentlichen agrikulturellen Anlagen besitzt das Dorf eine grosse Weinkelterei mit allen Nebenbetrieben, Dampfmühle und eine Anzahl der verschiedensten Handwerker. Ein Kolonist betreibt eine Selterwasserfabrik, ein anderer stellt Konserven, Mixed Pickles etc. her, drei ziehen Nebeneinnahmen aus dem Betriebe kleiner Hotels.

In gesundheitlicher Beziehung ist es jetzt viel besser geworden, früher war Samarin, wie Sichron Anfangs hiess, wegen der hohen Sterblichkeit verrufen, aber dann wurde eine Wasserleitung angelegt, die das ganze Dorf mit gutem Wasser versorgt, die Strassen wurden gut gepflastert, mit Alleen bepflanzt und damit die lästige Staubentwickelung, die eine der Ursachen der zahlreichen Augenentzündungen ist, wirksam bekämpft, die Eucalyptuspflanzungen trugen das ihrige dazu bei, die Fieberfälle zu verhüten und gegenwärtig ist Kranken- und Sterblichkeitsziffer sehr gefallen. Die Kolonie hat gemeinsam mit den kleinen Nachbarkolonien einen Arzt, hat eigene Apotheke und ein gut eingerichtetes Spital mit ca. 20 Betten. Als wir in Sichron waren, lagen in diesem Spital nur 3 Kranke, von denen einer aus Chedereh, zwei aus Sichron waren. Die weitaus meisten Fälle von Fieber und Augenentzündung, den beiden fast allein vorkommenden Krankheiten, verlaufen

leicht und gutartig und andere Krankheiten sind sehr selten.

Alle Einrichtungen jüdischer Gemeinden, Synagoge, Mikwah etc. sind selbstverständlich vorhanden, ebenso sind die Schulen im besten Zustande. Es existieren eine Knabenschule, eine Mädchenschule und ein Kindergarten und es unterrichten insgesamt 4 Lehrer und 6 Lehrerinnen.

Eine besondere Besprechung verdient das Warendepot der Kolonie, der kleine Louvre genannt, wie denn die ganze Kolonie im Volksmunde Klein-Paris heisst. Wir besuchten dasselbe und waren erstaunt über die grosse Zahl der Beamten in demselben, aber nicht minder über die Reichhaltigkeit der Waren, die in demselben zum Verkauf stehen. Von den einfachsten Massenartikeln bis zu Luxusartikeln, die man in Palästina und gar auf einem Dorfe in diesem weltentrückten Lande gewiss nicht zu finden erwarten sollte, kann man in diesem Magazin Waren jeder Art erhalten. Kostbare Lampen, elegante Möbel, feine Stoffe, selbst Schaukelstühle stehen friedlich neben den groben Eisengeräten, die auf dem Felde gebraucht werden. Von der Reichhaltigkeit der Auswahl ein kleines Beispiel: Wir wollten etwas hektographieren und suchten Platten dazu zu kaufen; vergeblich bemühten wir uns in Jaffa, in Jerusalem, in Haifa, nirgends war ein

Hektograph zu finden, endlich sagte man uns in letzterer Stadt: „Wenn irgendwo in Palästina, ist er im Depot in Sichron Jaacob zu finden.“ Richtig fanden wir hier Apparate in verschiedener Ausfürung und konnten uns etwas passendes auswählen.

Sichron Jaacob liegt zwar nicht auf der direkten Route, welche die Touristen, die durch Palästina reisen, einzuschlagen pflegen, seit aber die Kolonie einen solchen Aufschwung genommen hat, ist die Zahl der Reisenden, die jedes Jahr kommen, um sich mit eigenen Augen die Umwandlung der Juden in Bauern anzusehen, ständig gestiegen. Ihre Zahl erklärt es, dass der doch immerhin kleine Ort drei Gasthäuser aufweist und die Fremdenführer durch Palästina nehmen von der aufblühenden Kolonie in jeder neuen Auflage sorgfältig Notiz.

Scheweja ist eine kleine Ansiedelung etwa eine Stunde von Sichron, welche von ca. 30 Familien, fast durchgehends ehemalige Arbeiter aus dieser Kolonie, bewohnt wird. Em el Gamal ist ungefähr ebenso gross, auf einem Hügel gelegen und sehr romantisch anzusehen. Es zählt zur Zeit 28 Familien, wird aber fortgesetzt vergrössert. In Em el Tut lebt nur eine kleine Anzahl von jüdischen Ansiedlern, ca. 5 Familien. Sehr vielversprechend war die Ansiedelung in Tantura am Meer, der alten phönizischen Seestadt Dor oder

Nophat Dor, wo der bekannte Protektor eine Glasfabrik einrichtete. Leider misslang der Versuch trotz aller Bemühungen und trotzdem die jüdischen Arbeiter sich sehr anstellig zeigten, da es nicht möglich war, dem Glas die gewünschte klare Farbe zu geben. Wahrscheinlich taugt der Sand in Tantura nicht für diese Fabrikation. Jetzt ist die Fabrik geschlossen, die Administration aufgelöst und die einzelnen Arbeiter erhalten sehr reichliche Entschädigung, sowie Reisegeld, um sich im Ausland Arbeit in diesem Fache zu suchen. Der Misserfolg ist um so mehr zu bedauern, als der Konsum von Glas in Palästina in Folge der grossen Weinkellereien ein bedeutender ist und man viele jüdische Arbeiter hätte beschäftigen können. Vielleicht entschliesst sich die Administration doch dazu, den Versuch noch einmal zu wiederholen.

XIII.

Von Sichron Jaacob aus war unser nächstes Reiseziel das Städtchen Haifa, von wo aus wir in das galiläische Gebirge bis nach dem Jordan reisen wollten. Unsere Gesellschaft war zahlreicher als bisher, denn auch die drei Herren des Waad Hapoel hatten sich uns angeschlossen, so dass wir im Ganzen 6 Personen waren, wozu noch die Kutscher unserer beiden Wagen kamen.

Sobald der Weg die Gemarkung von Sichron verlässt wird er sofort wieder miserabel und man hat ein recht scharfes Bild von der Unthätigkeit der Regierung und der Eingeborenen, die die schöne Strasse kaum, dass sie gebaut ist, sofort wieder verfallen lassen. Wie sticht dagegen der Eifer und die Thatkraft der jüdischen Kolonien und ihrer Administration ab! Der Weg geht bergab und zieht sich durch Felsen, in denen, offenbar künstlich angelegt, eine grössere Anzahl kleinerer und grösserer Höhlen sich befinden, anscheinend die Ueberbleibsel einer Nekropole. Dann kommen wir zu einer Menge von Ruinen auf niedrigen, felsigen Hügeln dicht am Wege, die auf eine ziemlich grosse Stadt schliessen lassen, vielleicht das ehemalige Dor, die uralte Philisterstadt, kaum eine Viertelstunde von dem Dörfchen Tantura und dem Meere entfernt. Auch unsere Strasse nähert sich der Küste nnd läuft eine Zeit lang neben derselben, während zur rechten Seite der Karmel die Küstenebene ziemlich einengt. In der zehnten Morgenstunde fährt ein grosser Dampfer an uns vorbei, ein Lloydschiff, das von Haifa kommend nach Jaffa steuert, sonst ist das Meer ruhig und unbewegt und die Brandung eine ganz geringe. Wie gut könnten hier Seebäder angelegt werden, die gleichzeitig das milde Klima Palästinas mit den Wirkungen der See vereinigen könnten. Jetzt tauchen vor uns die

grauen verwitterten Mauern Atlits auf, jenes alten Kastells der Kreuzfahrer, welches diese unter dem Namen castellum peregrinorum errichtet und am längsten von allen Besitzungen im heiligen Lande behauptet haben, bis sie 1291 auch dies den siegreichen Mameluken überlassen mussten. Der Weg umgeht landeinwärts die gewaltigen, noch in ihrem Verfall imponierenden Mauern der alten Festung, die auf einem in das Meer vorspringenden Hügel lag. Die Mächtigkeit der dicken Mauern wird für den Beschauer noch gesteigert durch den Kontrast mit den elenden Lehmhütten des Araberdörfchens, das sich in der Kreuzfahrerburg eingenistet hat. Sobald Atlit umgangen ist, führt die Strasse durch einen engen Pass, in dem ebenfalls Ruinen, aber ganz zerfallen, sichtbar sind, zur Küste zurück und bleibt nun bis Haifa fast immer an derselben. Rechts tritt das Gebirge etwas zurück und die Küstenebene hat eine Breite von 2—3 Kilometern. Allmälig verengt sich die Ebene wieder, Berg und See rücken sich näher und wir nähern uns bald dem Hügel Tell es Semeh, der mit Ruinen bedeckt ist. Die Ebene war jetzt schon viel stärker angebaut als weiter südlich und wir freuen uns wieder bestellte Getreidefelder zu sehen. Nun biegt die bisher direkt nördlich gehende Küste nach Osten um und die Strasse folgt der Küste und läuft jetzt direkt am Abhang des Karmel, der dicht an das

Meer herantritt. Auf dem schönsten Punkte befindet sich das Kloster der Franziskaner hoch oben auf dem Berge, während weiterhin die Grotte des Elias sichtbar wird, in der der Prophet lange Zeit gelebt haben soll. Der Berg Karmel sieht hier nicht sehr vorteilhaft aus, er ist niedrig, ohne Baumwuchs, gelblich grau und macht seinem Namen (Waldgebirge) wenig Ehre. Doch ist er landeinwärts besser bewaldet und beherbergt erst dort zahlreiches Wild in seinen Schluchten und Dickichten.

Abermals biegt der Weg um, diesmal nach Südosten und durchquert eine kleine Ebene um in wenigen Minuten wieder an das Meer zu gelangen. Vor uns liegt die Bucht von Akka und wir geniessen den wundervollen Anblick nach Herzenslust. Dicht am Meere, nur wenige Minuten noch entfernt liegt die deutsche Kolonie der Templer, dann folgt das Städtchen Haifa selbst, während gegenüber das malerische Bild der Festung Akka sichtbar wird. Inmitten der Bucht das Meer in tiefblauer Farbe, rings herum bald näher, bald ferner von der Küste, nirgends aber weit entfernt grüne Hügel unterbrochen von Felspartien und Sandflächen und im Hintergrund die höheren Berge von Galiläa. Es ist ein reizendes Bild, das an Naturschönheit dem berühmten Golf von Neapel wenig nachgiebt, aber freilich an diesem liegen Neapel und so viele

andere belebte Städte und seine Wogen sind durchfurcht von zahllosen Dampfern, Seglern und Booten, während der Golf von Akka tot daliegt, nur wenige Fischerboote sich auf den Wellen schaukeln und kaum ein- oder zweimal in der Woche der Pfiff des Dampfers die Stille durchbricht. Und Haifa und Akka, wie vermöchten sie Neapel und Portici etc. ersetzen! So bleibt die schönste Naturscenerie ungewürdigt, weil ihr das belebende Element der menschlichen Thätigkeit heute fehlt, während es einst das Meer und die Küsten mit geräuschvollem Leben erfüllte.

Bevor man nach Haifa kommt, durchzieht man die Ansiedelung der Templer, die, obwohl sie fast alle nach Palästina als Bauern gekommen, heut zum grössten Teil Kaufleute sind. Der beste Teil des Handels in dieser aufblühenden Stadt liegt in ihren Händen und einige von ihnen sind zu grossem Wohlstande gelangt. Der deutsche Vizekonsul hat sich eine Villa hingebaut, der sich in dieser Umgebung kein Fürst zu schämen brauchte. Die ganze Ansiedelung macht den Eindruck behäbigen Wohlstandes, die Strassen sind gut und reinlich gehalten, bei jedem Hause ist ein Garten, die Häuser selbst meist zweistöckig und oft fast luxuriös gebaut. Die Templer bauten am Abhang des Karmel Wein und führten ihn nach Europa aus, wo er viel Anklang fand. Allein die Produktion reichte weder in

Quantität noch in Qualität aus und die Weinbauer kaufen nun in Safed den von den dortigen Juden bereiteten Wein, mischen ihn mit dem eigenen Gewächs und führen so bedeutend mehr Karmelwein nach Europa aus, als sie produzieren. Einige dieser Deutschen machen auch Geldgeschäfte, nur wenige leben noch von der Landwirtschaft oder vom Betriebe eines Handwerkes. In Jaffa und Jerusalem ist es ähnlich und wir haben hier die für den Westeuropäer seltsame Erscheinung, dass die Deutschen die Grosskaufleute, die Juden die Kleinkaufleute und Handwerker sind, dass demnach „die Deutschen", um den Ausdruck des antisemitischen Jargons zu gebrauchen, „es sind, welche den Mittelstand, das heisst in diesem Falle die Juden ausbeuten." So können gelsgentlich die Begriffe der „Urgermanen" auch einmal gegen sie gewendet werden.

Haifa selbst ist ein kleines Städtchen ohne Sehenswürdigkeiten, merkwürdig reinlich für den Orient und infolgedessen gesund. Es zählt 7800 Einwohner, darunter 810 Juden, 3250 Muhamedaner und 3740 Christen. Von unseren Glaubensgenossen sind 650 Sephardim, 160 Aschkenasim; sie haben drei kleine Synagogen und eine vierte grössere ist im Bau. Die Alliance unterhält zwei Schulen, eine Knabenschule mit drei Klassen und ca. 80 Schülern, eine Mädchenschule mit ca. 50 Kindern in zwei Klassen. Wir besuchten

beide Schulen und gewannen einen vorzüglichen Eindruck, zumal die Disziplin der Kinder war viel besser, als dies sonst im Orient der Fall ist. Besonders erfreulich waren uns die vorzüglichen Kenntnisse des Hebräischen, welche eine in unserer Gegenwart vorgenommene Prüfung offenbarte. Sehr interessant war der Besuch der kleinen Weberei, welche Herr Usiel, der Direktor der Knabenschule, aus eigener Iniative für seine Schüler eingerichtet hat. Ein Sephardi aus Damaskus erteilt den Unterricht, die Werkzeuge sind ganz primitiver Art und müssten europäische angewendet werden; der Versuch ist aber höchst anerkennenswert, da gerade dieses Handwerk bisher von Juden in Palästina nicht betrieben wird. Dasselbe verspricht für die Zukunft viel Gutes und sollte auch von Aussen her aufgemuntert werden. Leider verlässt Herr Usiel die Schule, um die Leitung der Unterrichtsanstalt der Alliance in Damaskus zu übernehmen; aber er scheint in Herrn Rachmani, den wir gleichfalls kennen lernten, einen würdigen Nachfolger gefunden zu haben.

Haifa ist als Hafen von Galiläa auch für die jüdischen Kolonien in dieser Provinz von höchster Wichtigkeit und sollte als solcher mehr von uns Juden beachtet werden, als dies thatsächlich der Fall ist.

XIV.

Der folgende Tag liess eine tüchtige Strapaze erwarten, galt es doch Palästina, speziell Galiläa, von Osten nach Westen zu durchqueren und von dem Ufer der blauen See bis an die grünlichen Fluten des Jordan zu gelangen. Nur der erste Teil des Weges ist Fahrweg, während der grösste Teil nur ein schmaler Saumpfad ist, der manchmal recht steil die galiläischen Berge hinauf und hinunter führt. Wir brachen desshalb schon in früher Morgenstunde von Haifa auf, wo wir in dem vortrefflichen Hotel Krafft, das einem Templer, also einem Deutschen gehört, vortrefflich logiert hatten und machten in zwei Wagen den ersten Teil des Weges ab. Die Strasse führt ziemlich nahe am Meere entlang, zuweilen dicht an demselben, ja an manchen Stellen muss man direkt durch kleine Einbuchtungen des Meeres, die aber zur Zeit unschwer zu überschreiten waren. Rechts ziehen sich zunächst die Gärten von Haifa noch ein Stück entlang, um dann einer ziemlich weiten sandigen Ebene Platz zu machen, deren eintöniges gelbliches Grau nicht allzu häufig mit dem Grün kleiner Rasenstücke abwechselt und nur durch die grossen Dornensträucher mit ihren langen Stacheln ein wenig belebt wird. Dagegen weisen die rechts den Hintergrund bildenden Höhen des Karmel

frische grüne Stellen auf den Abhängen und auf den Gipfeln ziemlich umfangreiche Bewaldung auf. Eine halbe Stunde hinter Haifa kommt man an die Mündung eines ziemlich breiten aber flachen Flusses. Ueber denselben, es ist der Nahr el Mukatta, der Kison der Bibel und einer der grössten Flüsse des Landes, führt noch keine Brücke, unsere Wagen müssen hindurch, sie biegen jedoch plötzlich links ab und fahren in schnellem Trabe direkt in das Meer hinein. Wir stutzen: sind die Pferde scheu geworden, oder der Kutscher verrückt? Aber unsere Reisegefährten können uns aufklären und beruhigen. An einer flachen Stelle, wo das Wasser den Pferden kaum bis an den Bauch geht, schwenken die Wagen wieder um, erreichen rasch das Land und haben so den gefürchteten Kison umgangen, der an seiner Mündung selbst um diese Zeit schwer zu passieren ist. Weiter geht der Weg immer an der Küste entlang, die hier nach Norden umbiegt, rechts hinter uns bleiben die Berge des Karmel zurück und die Ebene erweitert sich und wir blicken auf die lieblichen Berge Galiläas, deren Umrisse sich deutlich am Horizont abheben. Das Land ist gut, aber wenig angebaut, und zeigt nur ganz vereinzelt einige Olivenbäume, erst als wir uns der Stadt Acco näherten, sahen wir reiche Gärten voll der verschiedensten Fruchtbäume, die sich ziemlich weit die Strasse entlang und

tiefer in das Land ziehen und deren schöner Zustand uns angenehm auffiel. Wir erfuhren, dass hier sektirerische Perser ansässig sind, denen die Anlage dieser wundervollen Obstgärten zu verdanken ist. Vor uns lag Acco, in seiner altertümlichen Bauart an seine Geschichte mahnend. Vor uns stiegen die Gestalten der Kreuzfahrer auf, die von hier aus so lange den Sarazenen trotzten, und immer von neuem in das heilige Land einbrachen, bis 1291 Sultan Melik el Aschraf von Egypten die starke Feste den Christen für immer entriss. Wir überschritten oder vielmehr durchfuhren ohne Brücke einen Fluss ähnlich dem Kison, doch erschreckte es uns jetzt nicht mehr, als abermals unsere Wagen sich in das Meer hinaus wagten, um eine Furt zu suchen. Es war der Nahr Naaman, der Belus der Alten, jener Fluss, auf dessen Ufer der Sage nach der phönizische Seefahrer das Glas erfand. Von diesem Uebergang ab verlässt die Strasse nach dem Jordan die Küste, um sich ostwärts zu wenden, und wir mussten mit Bedauern darauf verzichten Acco, dessen Aeusseres einen solchen Reiz auf uns ausübte, näher kennen zu lernen. Man tröstete uns freilich mit der Versicherung, dass Acco, die moderne Stadt, denn von der alten resp. mittelalterlichen Festung ist wenig mehr übrig, ein verfallendes Nest sei, dem man wenig Interesse abgewinnen könne. Glaubensgenossen wohnen

dort zur Zeit nur 215, da sich der Handel ganz nach dem aufblühenden Haifa gezogen hat, das einen besseren Hafen besitzt.

Von der Küste an führt der Fahrweg ziemlich direkt ostwärts in die Vorberge des galiläischen Gebirgslandes hinein. Noch ist die Strasse $1^1/_2$ Stunden lang fahrbar, aber sie wird immer schlechter und sobald man in das eigentliche Gebirge kommt, ist sie ganz zu Ende. Nun heisst es hinaus aus dem schönen bequemen Wagen und hinauf auf die Pferde. Das Ende der Strasse bezeichnet ein grosser alleinstehender Baum, eine Platane, wonach man diese Stelle „Station Baum“ genannt hat. Unter diesem Namen wird die Station von jedem Pferdeverleiher im Lande und jedem Mukari, das ist Maultiertreiber, gekannt. Wir waren bei unserer Ankunft zunächst gezwungen unter dem Baume vor einem heftigen Regenguss Schutz zu suchen und abzuwarten, bis der kurze aber ausgiebige Guss vorbei war. Es war der erste Regen, den wir im heiligen Lande hatten, und er gab uns sofort ein Vorspiel von dem, was derselbe in Palästina bedeutet. Das trübe Wetter, auch nachdem der Guss vorbei war, kündigte uns für den Rest des Tages noch einige ähnliche Schauer an und wir hüllten uns nach Möglichkeit in unsere Mäntel ein und bewaffneten uns mit Schirmen. Wir sollten indessen bald erfahren,

wie nutzlos alle diese Vorsichtsmassregeln sind. Zunächst ging es an die Organisation der Karawane, wobei für uns beide Berliner, die, Dr. Löwe fast noch nie, ich selbst überhaupt noch nie auf dem Rücken eines Pferdes gesessen hatten, die sanftesten Tiere ausgesucht wurden. Glücklicher Weise sind die arabischen Pferde sehr gut dressiert und auch für ungeübte Reiter ohne Mühe zu besteigen und zu leiten, dennoch ist es natürlich nicht leicht so völlig ungeübte Reiter erst einmal zu festem Sitz zu bringen. Endlich war auch dies überstanden und die Karawane begann ihren Marsch. Unsere Kavalkade bestand aus sechs Reisenden, nämlich den drei Herren des Waad Hapoel in Jaffa: Dr. Joffe, Agronom Kaisermann und Schriftsteller Eisenstadt, dann Herr Agronom Margulies Kalvarisky und wir beide Berliner. Ausserdem waren bei dem Zuge noch 2 Chajale und 2 Maultiertreiber, sowie der arabische Pferdevermieter, der neben seinen Tieren herlief. Die beiden Maultiere waren natürlich für das Gepäck, die beiden Chajale sind bewaffnete Begleiter, die gleichzeitig Führer und Beschützer sind. Gewöhnlich nimmt man dazu Araber, aber in neuerer Zeit giebt es eine ganze Menge von Juden, die dasselbe Handwerk treiben und die sich eines ausgezeichneten Rufes als Chajal erfreuen. Sie wissen sehr genau Bescheid, kennen Weg und Steg, verstehen im Notfall

ihre Waffen sehr gut zu gebrauchen und gewähren dem Reisenden ebenso sicheren Schutz, als dies irgend einer der Beduinen kann. Auch unseren Zug begleiteten zwei solcher jüdischen Chajale, von denen der eine, Jüdel aus Sichron Jaacob, ein junger Bursch von noch nicht zwanzig Jahren, eine besonders anziehende Figur macht.

Endlich beginnt der Marsch, anfangs im langsamsten Tempo mit Rücksicht auf uns ungeübte Reiter, die erst sicher werden sollten auf den zahmen Pferden. Allmählich ging es dann schneller und schliesslich gaben uns einige der Reisegefährten, Dr. Joffe, Margules, und Jüdel ihre Reiterkunststücke zum Besten. Dr. Löwe's Pferd, von edlem Wetteifer durchdrungen, fing auch an zu galoppieren, aber der Reiter wollte nicht mit, er zog vor sich an einer Stelle, wo der Boden recht weich war, auszuruhen, mit andern Worten, er fiel vom Pferde und dieses ging durch. Nachdem es von Jüdel wieder eingefangen war, wurden die Herren vorsichtiger, Dr. Löwe bekam ein sanfteres Tier und der Ritt ging im langsameren Tempo weiter.

Das Land, durch das unser Weg führt, ist ein Gebirgsterrain, langgestreckte Höhenzüge, welche von ziemlich breiten Thälern durchschnitten werden. Alles prangt in saftigem Grün, allerdings ist nur sehr wenig Wald vorhanden und nur selten trifft das Auge plan-

mässig angebaute Fluren; aber der Boden ist auf dem ganzen Gebiete vorzüglich, in den Thälern, wie unsere Agronomen erklärten, für Getreide erster Qualität, auf den Bergen zu Anpflanzungen von Wein, Palmen, Maulbeer- und besonders Olivenbäumen ausserordentlich geeignet. Selbst der Teil der Berge, der uns steinig erschien, hatte zwischen den Steinen noch immer so viel fruchtbare Bodenkrume, dass Oliven gut fortkommen. Die Umgebung der arabischen Dörfer, welche nicht mit Rücksicht auf den Boden und seine Fruchtbarkeit, sondern, um ganz modern zu reden, nach strategischen Gesichtspunkten angelegt sind, d. h. an Stellen, wo sie am leichtesten verteidigt werden können, beweist dies ebenso, wie die jüdischen Kolonisten, die den steinigen Boden vorzüglich nutzbar zu machen wissen. Auch jetzt deckt die nicht angebauten Fluren bis zu den Gipfeln der Berge hinauf grünes Unkraut, dass eine erstaunliche Höhe erreicht und in den Ebenen häufig so hoch emporschiesst, dass der Reiter auf dem Pferde völlig darin verschwindet. Wer im Süden Palästina's noch vielleicht an der Fruchtbarkeit des heiligen Landes zweifeln konnte, muss, wenn er den Norden, Galiläa kennen lernt, den letzten Rest seiner Skepsis aufgeben. Nordpalästina kann sich in Bezug auf seine Fruchtbarkeit mit jedem Lande der Welt messen, umsomehr, da es reichlich Quellen und Brunnen besitzt. Land-

schaftlich ist diese Gegend grossartig; die grünen Berge erheben sich an beiden Seiten des Thales zu imposanter Höhe, und häufig öffnen sich Blicke in reizende Nebenthäler. Steigt unser Weg in die Höhe auf den Gipfel eines der Berge, so bietet sich eine entzückende Fernsicht, auf das mittelländische Meer, auf die Berge von Galiläa ringsum, nach Südosten hin das Meer von Tiberias und fernhin im Nordosten der gewaltige Gipfel des Hermon, mit seiner Schneekuppe in die Wolken reichend. Und dazu das erhebende Bewusstsein, auf einem Boden zu stehen, welcher den Schauplatz der gewaltigsten Ereignisse unserer Geschichte gebildet hat. Allerdings beschleicht auch ein Gefühl der Wehmut unser Herz, wenn sich uns die Wahrnehmung aufdrängt, dass dieses blühende Land, in dessen 15000 Orten, von denen Josephus erzählt, einst reges Leben pulsierte, jene reiche Kulturblüte, von der noch heute zahllose Ruinen, gewaltige Mauern, welche zur Terrassenkultur dienten, so beredt erzählen, heute fast menschenöde ist und seine einstige Fruchtbarkeit nur in wild wachsendem Gras und Unkraut erweist. Man reitet weite Strecken, ohne einem Dorfe, ja auch nur einem Menschen zu begegnen; eintönige Stille liegt über den entzückenden, gesegneten Fluren — wie ganz anders, wären es noch die Hände der Juden, welche sie bebauten! Ich muss darauf verzichten, die

Gefühle zu schildern, die mich und ich darf sagen, uns alle bewegten; wenn ich mir je die Gabe des Dichters wünschte, so geschah es angesichts Jerusalems und in Galiläa. Nur ein gottbegnadeter Dichter kann die Empfindungen und Gedanken wiedergeben, welche diese Stätten in jeden denkenden und fühlenden Menschen und nun gar erst im Juden erwecken müssen! — —

Nach zweistündigem langsamen Reiten hielten wir in dem Chân von Mesched el-Kerum, einem grossen arabischen Dorfe, dem ersten seit Acco, Rast, zur Erholung und zum Einnehmen des Mittagessens. Hier trafen wir zwei Herren der Administration, Herrn Wormser, Unter-Administrator von Rosch Pinah, der zu seiner Hochzeit nach Sichron Jaacob reiste, und den Gärtner von Ain Setûn, Herrn Gold. Es entwickelte sich nun ein fröhliches Treiben; beide Gesellschaften packten aus, was sie an Speisen mitgebracht hatten, ein Picknick war bald im Gange, und wir bedauerten es lebhaft, schon nach einer Stunde uns wieder trennen zu müssen. Diesmal sollte der Ritt nicht mehr so angenehm bleiben. Wir mussten, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, schneller reiten, was uns recht schwer fiel, und, um die Annehmlichkeit voll zu machen, ging ein lange drohender Gewitterregen nieder. Dieser Regen war, obwohl Frühregen, von solcher Heftigkeit, wie bei uns nur die Wolkenbrüche, während

die Einheimischen versicherten, in Palästina seien in der Regenzeit solche Güsse sehr häufig. Nachdem das Unwetter eine Stunde gedauert hatte, waren wir total durchnässt und in einer Verfassung, die sich schwer beschreiben lässt, wenn man noch ästhetisch bleiben will; diesmal gilt der Ausdruck „bis auf die Haut durchnässt" buchstäblich. Indessen gab es weit und breit kein Obdach, wir mussten voran, und weiter ging es an dem arabischen Dorfe Er Râme vorbei, welches malerisch auf einen Hügel liegt, dann, nach kurzer Rast an einer schönen klaren Quelle Ain Ferudh, in die Berge von Safed hinein. Die arabischen Pferde sind tüchtige Kletterer, aber auf diesem Pfade gewannen sie uns bewundernde Achtung ab; sie gehen an Stellen, wo der Mensch kaum noch einen Halt findet, mit einer Sicherheit, als wären sie verkleidete Gemsen, und gar sehr unähnlich ihren Vettern im Abendland steigen sie sogar mit grosser Gewandheit schlüpfrige Steintreppen bergauf und bergab. Nicht ein einziges unserer Pferde stürzte bei dem gefährlichen Ritt, trotzdem der Regen den Weg aufgeweicht und andererseits die Steine glatt gemacht hatte.

Um 7 Uhr gelangten wir endlich nach Ain-Setûn und beschlossen, da wir wie unsere Pferde völlig ermüdet waren, hier zu übernachten und erst am anderen Morgen den Ritt nach Rosch Pinah, das noch 1½ Stunde

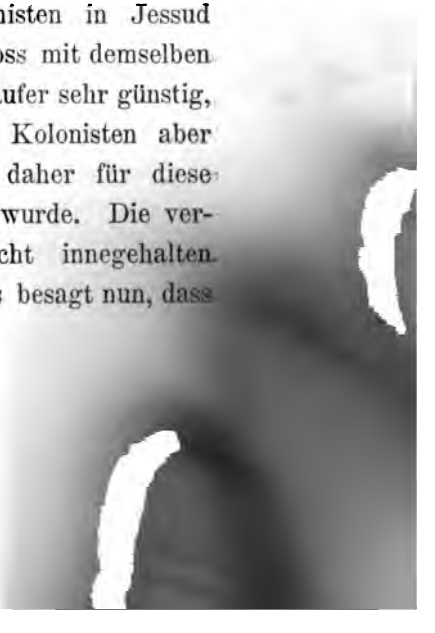
weiter liegt, fortzusetzen. Die Kolonie Ain-Setûn gehört der Genossenschaft Dorsche Zion in Minsk, wurde aber im vorigen Jahre der Administration übergeben. In derselben befinden sich jetzt nur 3 Häuser, und es leben hier zur Zeit nur der Gärtner Herr Gold und etwa 20 jüdische Arbeiter, sowie eine Anzahl Araber. Der Verwalter, Herr Schub wohnt in dem nur eine halbe Stunde entfernten Safed. Die früheren grossen Anpflanzungen haben sich zum Teil als unbrauchbar erwiesen und müssen erneuert werden, doch sind immerhin noch 200000 Reben in gutem Zustande. Die Unterbringung so vieler Personen machte in Ain-Setûn nicht unerhebliche Schwierigkeiten, um so grössere, da der einzige dort wohnende Beamte, Herr Gold, verreist und sein Haus von Herrn Pascal, dem Obergärtner von Rosch Pinah, der einige Stunden vor uns angekommen war, mit Beschlag belegt war. Indessen wurde Herr Schub aus Safed geholt und die Sache, so gut es ging, eingerichtet. Wir schliefen zu viert in einem Zimmer, der eine auf dem Tisch, der andere auf fünf nebeneinander gestellten Stühlen, der dritte auf einem Brett, das man über zwei Böcke gelegt hatte; nur ich genoss den unverdienten Vorzug, in das einzig vorhandene Bett zu kommen. Die Anstrengungen des Tages waren aber so grosse gewesen, dass wir alle, trotz der merkwürdigen Ruhestätten, uns eines kräftigen Schlafes erfreuten.

XV.

Neugestärkt brachen wir am folgenden Morgen nach Rosch Pinah auf, wo wir nach eineinhalbstündigem, genussreichem Ritt über den Dschebel Safâd, das Gebirge Naphtali der Bibel, anlangten und angenehm überrascht waren, zu finden, dass Herr Ossowetzky, der energische, thatkräftige Administrator dieser und der umliegenden Kolonien, in liebenswürdiger Weise für unsere Aufnahme gesorgt hatte. Wir restaurierten uns und benutzten dann die drei nächsten Tage, um die Kolonien zu besichtigen. Besonders nahm Mischmar Hajarden, das Schmerzenskind der Chawawe Zion unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, und während wir bei Tage unter Assistenz des Herrn Pascal die jüdischen Dörfer besichtigten, waren die Abende lang andauernden Konferenzen gewidmet, um einen Plan ausfindig zu machen, wie den Insassen dieser Kolonie gründlich und doch mit möglichst geringen Kosten zu helfen wäre.

Mischmar Hajarden liegt, wie schon der Name besagt, dicht am Jordan, an der Stelle, wo eine viel begangene Karawanenstrasse über die Brücke Dschisr benât Jakûb, durch das Hochland von Dscholân und Haurân nach Damaskus führt. Die Lage hat viele Vorteile, aber auch viele Nachteile; das Areal am Jordan hat Wasser genug, während das höher gelegene

dieses notwendigsten aller Kulturerfordernisse entbehrt. Der Jordan strömt in einer tiefen Schlucht und das allmählich ca. 70 Meter ansteigende höhere Terrain hat merkwürdiger Weise keinen Brunnen, ja selbst bis 22 Meter tief geführte Bohrungen ergaben kein Wasser. So wird nichts anderes übrig bleiben, als mit einem Hebeapparat das Wasser aus dem Jordan oder einem dicht bei ihm gelegenen Brunnen diese 70 Meter zu heben; denn der jetzige Zustand, bei dem die Kolonisten das Wasser hinauftragen müssen, ist auf die Dauer unhaltbar. Auch das Klima lässt zu wünschen übrig, doch haben die ziemlich häufigen Erkrankungen in Mischmar unzweifelhaft zu einem guten Teil ihre Ursache in der schlechten Nahrung und zum Teil in den noch schlechteren Wohnungen. Die Kolonie wurde im Jahre 1890 durch Herrn Schub gegründet, der seinerzeit (i. J. 1882) auch Rosch Pinah für die rumänische Genossenschaft angekauft hatte. Er erwarb das Terrain von einem Herrn Lubowsky, Kolonisten in Jessud Hamaaloh, auf Abzahlungen und schloss mit demselben einen Kontrakt, welcher für den Verkäufer sehr günstig, für den Käufer und mithin für die Kolonisten aber sehr ungeschickt abgefasst war und daher für diese eine Quelle von Leiden und Sorgen wurde. Die vereinbarten Abzahlungen konnten nicht innegehalten werden, der Buchstabe des Kontraktes besagt nun, dass



alle bisherigen Zahlungen verfallen sind und das Terrain mit allen inzwischen gemachten Bauten, Anlagen etc. an Lubowsky zurückgeht. Der Buchstabe giebt diesem das juridische Recht, sofortige Zahlung des ganzen Betrages zu fordern, widrigenfalls er das gesamte Land, welches durch die Bearbeitung und die Häuser, die inzwischen auf demselben erbaut sind, natürlich an Wert gewonnen hat, dritten Personen, eventuell Arabern, verkaufen könne. Man wird dieses Vorgehen moralisch vielleicht verwerfen, der Wortlaut des Kontraktes giebt dem Manne aber leider das Recht dazu. Die Kolonisten, welche einzeln das Land von Herrn Schub erwarben, waren zum Teil ganz ohne eigene Mittel, zum Teil besassen sie nicht vollständig die nötigen Summen; die Gelder, welche der „Esra“ und das Odessaer Komitee den Ansiedlern zukommen liessen, gingen tropfenweise ein und halfen immer nur der dringendsten Not ab, und so kam es, dass die Kolonisten, nachdem in die Weingärten und besonders in den Bau von dreizehn Stein-Häusern ein erhebliches Kapital investirt war, nichts mehr zum Leben hatten. Sie mussten daher, um sich und ihre Familien erhalten zu können, in den Nachbarkolonien Rosch Pinah und Jessud Hamaaloh auf Tagelohn arbeiten. Dabei war es nur Wenigen möglich, ihre Pflanzungen in Ordnung zu halten, und so ergab die genaue Untersuchung, welche

jetzt unsere Agronomen vornahmen, dass von 15½ Hectar, die seinerzeit angepflanzt waren, nur 7 noch brauchbar sind. Auch die bei jedem Hause ursprünglich angelegten Gemüsegärten sind zum Teil verwildert und müssen neu in Ordnung gebracht werden. Ausser den dreizehn Steinhäusern sind noch einige Rohrhütten vorhanden, auch die Ställe bestehen aus Wänden, die von Rohr und Oleanderholz geflochten sind und mit Kalk beworfen werden, und sind mit alten Petroleumblechen etc. gedeckt. Die Kolonie hat nicht unbedeutenden Viehstand; im Durchschnitt besitzt jeder Kolonist 2—3 Kühe und ein oder zwei Kälber, manche auch Esel. Es war noch erheblich mehr Vieh vorhanden, aber bei der Rinderpest, welche im Frühjahr hier wie in ganz Palästina herrschte, gingen die so schlecht eingestallten Tiere in Mischmar zur Hälfte zu Grunde. Auf Kosten der Chawawe Zion wird eine kleine Apotheke und ein Feldscheer erhalten, auch ein Schochet ist angestellt, und ein Kolonist hält für die Kinder ein „Cheder." Im Ganzen leben in der Kolonie 23 Familien mit ca. 100 Seelen. Man muss anerkennen, dass die Leute viel Ausdauer und Arbeitseifer gezeigt haben, genügsam sind und von dem Arbeitslohn leben, den zu verdienen sie 1 bis 2 Stunden weit gehen müssen. Derselbe beträgt durchschnittlich 1—1,20 Mk. pro Tag, was für die bescheidenen Bedürfnisse der Ansiedler

viel bedeutet, da sie eine kleine Hülfe aus dem Ertrage von Milch, Eiern etc. haben. Das Terrain betrug ursprünglich ca. 3000 Dunam, durch einen Prozess mit arabischen Nachbarn ging aber ein Stück von etwa 300 Dunam verloren; die Vermessung war zuerst auch nicht genau, so dass der jetzige Besitz eine Ausdehnung von 2531 Dunam = 230 Hectar hat. Für die gegenwärtigen Ansiedler ist das Terrain nicht gross genug, und man wird bald daran zu denken haben, später noch Land zuzukaufen, was um so leichter ist, als der Nachbar von zwei Seiten jetzt der bekannte Protector ist.

Der von uns Allen ausgearbeitete Plan, welcher seine Hauptschwierigkeit in der Ordnung der verwickelten Besitzverhältnisse hatte, gipfelt, ohne in Details einzugehen, darin, dass erstens die noch fehlenden Häuser erbaut werden müssen, ferner ca. 2 Hektar Maulbeer-Pflanzungen pro Familie zur Seidenzucht angelegt, dann die Gemüsegärten und der noch brauchbare Teil der Weingärten neu hergerichtet und der Rest des Landes zum eigentlichen Ackerbau urbar gemacht werden soll. 500 Dunam Landes, welche zum Getreidebau untauglich sind, sollen allmählich für Olivenpflanzungen benuzt werden; endlich wird am Jordan selbst ein Obstbaumgarten anzulegen und, um das Klima zu verbessern, im Dorfe Eucalyptus anzupflanzen sein. Diese unabweisliche Reorganisation wird

Roach Photo

grosse Summen erfordern, aber es lässt sich hoffen, dass, wenn die Mittel zu derselben ausreichend vorhanden sind, die Kolonisten dauernd sichergestellt sein werden. Ich zweifle nicht daran, dass die Chawawe Zion aller Länder, besonders die Vereine, dem demnächst für Mischmar Hajarden an sie ergehenden Aufrufe gern Folge leisten werden.

XVI.

Rosch Pinah ist eine der ältesten Kolonien; sie wurde bereits 1882 gegründet und auch frühzeitig vom Protektor übernommen. Dieser Thatsache ist das Gedeihen der Kolonie in erster Linie zuzuschreiben, aber auch dem Eifer der Kolonisten selbst, welche wirkliche Bauern sind. Das Dorf hat ein Terrain von ca. 7000 Dunam = 640 Hektar und zählt einschliesslich der Beamten, Arbeiter etc. 80 Familien mit ca. 500 Seelen. Es sind grosse Weinberge angelegt, nahezu 100 Hektar, sodass jeder Kolonist 2 Hektar besitzt, deren Trauben von einer den Malaga-Beeren ähnlichen Sorte sich gleichmässig zur Herstellung von Rosinen wie von süssem Wein eignen. Ferner ist eine grosse Anlage von Maulbeerbäumen vorhanden, ca. 80000 Stück, welche für die Seidenzucht benutzt werden, dann Mandel- und andere Fruchtbäume. Auch die zur Verbesserung des Klimas nützlichen Eucalypten sind nicht

vergessen und alle Felder und Pflanzungen mit Mimosenhecken umgeben, deren sehr fein duftende Blüten zur Essenzenfabrikation nach Jessud Hamaaloh überführt werden. Die Kolonisten besitzen durchwegs steinerne Häuser, im Ganzen einige 60, welche sämtlich mit Ställen versehen sind, denn die Viehzucht ist nicht unbedeutend, und mit Stolz weisen die Kolonisten auf die selbstgezüchteten Tiere, Pferde, Esel, Rinder etc., hin. Vor jedem Hause ist ein Blumengarten angelegt worden, den freilich manche Kolonisten haben verfallen lassen; dafür aber halten sie den hinter dem Hause belegenen Gemüse- und Obstgarten um so besser in Ordnung. Ein kleiner Dorfpark mit schattigen Bäumen ist in prächtiger Entwickelung. Das Klima ist sehr gesund, Erkrankungen sind ausser ganz leichten Fieberfällen äusserst selten, und der Arzt der Kolonie versicherte mir, dass auf dem Friedhofe, der höchst malerisch eine Viertelstunde vom Dorfe auf der halben Höhe eines benachbarten Berges gelegen ist, nur ganz alte Leute und ganz junge Kinder begraben sind. Das Wasser, welches in einer Leitung aus einer benachbarten kräftigen Quelle herbeigeführt wird, ist selbst in der trockenen Jahreszeit im Ueberfluss vorhanden und von vorzüglicher Qualität. Selbstverständlich sind sämmtliche Anstalten einer jüdischen Gemeinde vorhanden und in bestem Zustande; Arzt, Apotheker, Feldscheer und eine

gute Badeanstalt sorgen für die leibliche Gesundheit der Kolonisten, während eine Schule mit mehreren Lehrern und einer Lehrerin für das geistige Wohl sorgt. Dass ein Schochet angestellt ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden, aber auch ein Rabbiner ist im Dorfe und die Synagoge, obgleich ganz einfach, ist eine würdige Andachtsstätte. Dieselbe hat einen besonderen, sehr sinnigen Schmuck in der Malerei der Decke, welche in blauen und weissen Farben ein Bild des Himmelsgewölbes darstellt.

Die Kolonie ist der Mittelpunkt der Seiden-Industrie, welche in den jüdischen Dörfern in erfreulicher Entwickelung gedeiht. Hier ist zunächst eine Seidenfiliranstalt angelegt, wo die Kokons zu Rohseide verarbeitet werden. Der Betrieb erfolgt mit Dampfkraft, wozu eine Maschine von 4 und ein starker Kessel von 20 Pferdekräften vorhanden sind. Als Arbeiter werden junge Leute aus Safed benutzt, von denen ständig ca. 50 beschäftigt sind. Es ist nicht leicht, diese so regelmässiger Arbeit ungewohnten Elemente dazu zu erziehen, doch ist ein Stamm bereits herangebildet, und das Etablissement macht Dank den unablässigen Bemühungen seines Direktors Rosen kräftige Fortschritte. Bei vollem Betrieb werden 35000 Kilo Kokons konsumiert, während bisher alle jüdischen Dörfer zusammen nur 900 Kilo pro Jahr produzieren, die Seiden-

zucht also noch grosser Ausdehnung fähig ist. Später soll eine Zwirnerei und Färberei angelegt werden und dann die Seidenweberei als Hausindustrie in Safed und den Kolonien eingerichtet werden; doch müssen noch einige Jahre vergehen, bis dies möglich sein wird.

Die Lage von Rosch Pinah ist sehr schön; vom Marktplatze und den Häusern der Verwaltung aus übersieht man die ganze Jordanebene zwischen dem Hulehsee und dem See von Tiberias, das erste Wasserbecken ganz, das letztere zum Teil. Auf der Westseite trifft der Blick die Berge von Safed mit ihren romantischen Felsgebilden, nach Osten und Norden das Hochland von Dscholân, dahinter den gewaltigen Hermon und weiter nördlich die weissschimmernden Kuppen des Libanon. Das Dorf selbst, welches am Abhange des Berges Geoni liegt, macht mit seinen fast nur einstöckigen Häusern einen sehr günstigen, durchaus ländlichen Eindruck; sehr sauber und freundlich gehalten, darf es eine Perle der bisherigen Kolonisation genannt werden. Es herrscht hier, wie in der ganzen Gegend, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, ein frischer, lebendiger, thatkräftiger Geist unter den Kolonisten sowohl, als auch bei der Verwaltung, welche sich übrigens in bester Harmonie befinden. Die Tage unseres Aufenthalts in Rosch Pinah zählten deshalb zu den erfreulichsten unserer ganzen Reise,

zumal Herr Ossawetzky uns eine ganz ausserordentliche liebenswürdige Gastfreundschaft erwies.

XVII.

Jessud Hamaaloh liegt ziemlich tief an dem niedrigen Ufer des Hulehsees, der bekanntlich nur 2 Meter über dem Meeresspiegel belegen ist. Es ist ein reizender Platz mit vorzüglichem Boden, dessen Produktionsfähigkeit die Schöpfer der kleinen Kolonie, welche sich im Jahre 1883 hier niederliessen, es danken, dass sie unglaublichen Schwierigkeiten zum Trotz sich behaupten konnten. Seit 1887 besserte sich ihre Lage allmählich; sie erhielten vom Komitee in Odessa und vom Verein „Esra" Gelduntersttzung, dann Summen zum Viehkauf und schliesslich zum Bau einiger Häuser. Im Jahre 1890 nahm der hochherzige Protektor auch diese Kolonie unter seinen Schutz. Die Ansiedler gaben den bisher betriebenen Ackerbau auf, um riesige Gartenanlagen für die Erzeugung von Blumen zu schaffen, welche zur Fabrikation ätherischer Oele, Essenzen, Parfüme etc. verwendet werden sollen. Es werden gebaut Rosen, Mimosen, Tuberosen, Jasmin, Geranium, wilde Orangen, Aprikosen etc.; eine ausgedehnte Baumschule versieht die ganzen Kolonien von Ober-Galiläa mit Schösslingen der verschiedensten Baumarten. Die ganze grossartige Anlage wird durch künstliche Bewässerung betrieben,

wozu das Wasser aus dem Hulehsee auf die verschiedenste Art, durch Wind-, Dampf-, Pferde- und Wasserkraft, gewonnen wird. Die Blumen werden in einer eigens dazu errichteten Fabrik verarbeitet und zwar zunächst nur zu Essenzen resp. Pomaden, welche nach Europa exportiert werden. In der kommenden Saison werden auch vollständige Parfüme hergestellt werden, nachdem bereits jetzt gelungene Versuche mit Eau de Cologne gemacht wurden. Die Kolonie umfasst 4000 Dunam = 360 Hektar und beherbergt 30 Familien mit 140 Seelen. Die Kolonisten haben ausser den grossen Gartenanlagen und der Baumschule noch Maulbeerplantagen, treiben etwas Viehzucht, sowie Fischfang im Hulehsee und besitzen ein kleines Boot, das auf dem See verkehrt. Für alle Gemeindebedürfnisse, für Unterricht, Apotheke etc. ist ausreichend gesorgt, wie die Kolonie überhaupt den Eindruck eines kleinen, aber gut gedeihenden Dorfes macht. In den grossen Anlagen arbeiten viele Leute aus Mischmar Hajarden als Tagelöhner.

XVIII.

Das weitere Ziel unserer Reise sollte eigentlich der Haurân und Damaskus bilden, aber aus verschiedenen Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen dürfte, unter denen indessen Mangel an

Zeit die Hauptrolle spielte, mussten wir von diesem Plane abstehen, zumal uns die Nachricht erreichte, dass in Damaskus Cholera sei und in Folge dessen Quarantäne eingerichtet werden würde. Wir begnügten uns daher, über die Brücke Dschisr benât Jakûb den Jordan zu überschreiten, um auch im Ostjordanlande gewesen zu sein, und dachten dann an die Rückreise. Wir wählten die Route Tiberias, Nazareth, Haifa, zuvor aber wollten wir uns doch Safed ansehen. Wir machten uns dahin zu Fuss auf, einen näheren, aber sehr steilen Weg über die Berge einschlagend, der nur eine Stunde in Anspruch nahm, während man sonst die Entfernung zwischen Safed und Rosch Pinah auf $1^1/_2$ Stunde bemisst.

Safed, eine frühere Festung, besitzt noch heute eine Citadelle, welche aber keine Bedeutung mehr hat, und ausserhalb derselben vier Quartiere, das der Muhammedaner, der Christen, der Sephardim und der Aschkenasim. Diese Quartiere sind völlig getrennt, wie verschiedene Orte, und so kommt es, dass uns, die wir, wie fast alle jüdischen Besucher, zunächst das Judenviertel betraten, Safed eine ausschliesslich jüdische Stadt zu sein schien. In Wirklichkeit leben daselbst 12 820 Seelen, von denen 5100 Muhammedaner, 1100 Christen, 4500 Aschkenasim und 2120 Sephardim, also etwa 52 pCt. Juden sind, welche indessen den ganzen

Handel der Stadt und zum grossen Teil der Landschaft monopolisiert haben. Auf dem Bazar herrscht ein reges Leben und Treiben, das der Grösse des Ortes nicht nur entspricht, sondern eigentlich über seine Verhältnisse hinausgeht. Leider ist das Judenquartier, wenn auch reinlicher als das arabische, doch immer noch sehr schmutzig und vor Allem sehr eng. Die Strassen sind sehr schmal, die Höfe auf das äusserste beschränkt und in den niedrigen Häusern, die teils aus Stein, teils nur aus Lehm gebaut sind, wohnen die Leute zusammengedrängt bei einander in ganz fürchterlicher Enge. Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, wenn trotz des überaus gesunden Klimas, dessen sich Safed erfreut, unter derartigen Wohnungsverhältnissen, welche durch die grosse Armut noch verschlimmert werden, Krankheiten ständige Gäste sind und der Eindruck der Stadt ein durchaus ungünstiger ist, was aber nicht hindert, dass der Zuzug von Juden fortwährend steigt.

Von den beiden jüdischen Schulen der Stadt lässt nach allgemeinem Urteil die Knabenschule, welche ein Herr Levy leitet, sehr viel zu wünschen übrig, während die von Dr. Blidden gegründete Mädchenschule, dank ihrem ausgezeichneten Direktor, Herrn Epstein, vorzüglich ist. Letzteres können wir aus eigenem Augenschein bestätigen; die Schülerinnen wiesen bei einer

Prüfung ganz ausgezeichnete Kenntnisse im Hebräischen, Französischen, Arabischen und im Rechnen auf, und wir mussten der Unterrichtsmethode des Direktors Epstein alle Anerkennung zollen. Nur die Räume, in denen die Schule untergebracht ist, welche in 3 Klassen ca. 100 Zöglinge zählt, sind jammervolle und sprechen jeder Hygiene Hohn, obwohl sie noch zu den besten gehören sollen, die in Safed überhaupt vorhanden sind. Hier müsste, wenn die nötigen Summen zur Verfügung ständen, die bessernde Hand angelegt werden. Man sagte uns, dass Frau Dr. Blidden in Amerika bedeutende Mittel für die Schule gesammelt habe, welche sie der Alliance zur Verfügung stellen wolle, wenn diese die Schule unter Garantierung ihrer bisherigen Richtung übernehme. Es wäre freudig zu begrüssen, wenn diese ausgezeichnete Anstalt so eine definitive Regelung erhalten würde.

XIX.

Gegen Mittag kehrten wir von Safed nach Rosch Pinah zurück, restaurierten uns dort ein wenig und brachen dann gegen ein Uhr auf, um noch am selben Tage Tiberias zu erreichen. Wir hatten indessen diesmal nicht so viel Glück mit den Pferden, wie beim ersten Teil des Rittes. Unsere Tiere waren gewöhnliche Ackergäule, nur daran gewöhnt den Pflug zu

ziehen, und trotz aller unserer Anstrengung blieb das Tempo unserer kleinen Karawane ein sehr langsames.

Wir ritten zunächst durch die fruchtbare Ebene, die den Hulehsee vom Meer von Tiberias trennt, und freuten uns an dem Eifer, mit dem die jüdischen Bauern von Rosch Pinah ihren Feldarbeiten oblagen. Dann führte uns der Weg an dem Chân Dschûb Jussûf vorbei, welcher, wie die arabische Sage erzählt, an der Stelle erbaut ist, wo Joseph von seinen Brüdern in die Grube geworfen wurde. Von da aus geht die Strasse eine Stunde lang über graue Steinfelder, wo die Pferde fortwährend klettern mussten. Zahlreiche Ruinen dazwischen gaben ein Bild davon, wie dicht bevölkert einst diese Gegend gewesen sein muss. Allmählich sind wir bis an den See gelangt und sehen vor uns die blaue Wasserfläche, an deren Ufer wir unseren Weg fortsetzen. Das Ufer um den See herum ist rings von mässig hohen grünen Bergen eingeschlossen, hinter denen im Osten die hohen Gebirge des Hauran und in der Ferne der riesige Hermon sichtbar werden. Wie fruchtbar die Küstenebene sein muss, zeigen die wilden Gewächse, die als Gräser und Dornengesträuche die ganze Fläche bedecken; so hoch geschossen ist hier das Unkraut, dass wir oft jeden Ausblick verlieren. Kleine Bäche, durch die unsere Pferde waten müssen, kreuzen häufig unseren Weg und ihr leises Rieseln be-

lebt angenehm die menschenleeren Flächen. Auf der ganzen Strecke bis Tiberias haben wir nur eine kleine Ortschaft angetroffen. Ein einziges Beduinenlager ausserdem erinnert uns daran, dass ausser uns noch andere Menschen in dieser Einöde sich aufhalten; dagegen sind wir bis Tiberias keiner anderen Karawane begegnet. Allmählich ist es dunkel geworden und die Sonne untergegangen, allein an ein Nachtlager im Freien ist für uns nicht zu denken, da uns dazu jede Einrichtung fehlt. Wir müssen also wohl oder übel weiter bis nach Tiberias, und da wir den schönsten Mondschein haben, so ist dieser Ritt auch durchaus keine Unannehmlichkeit, im Gegenteil ausserordentlich romantisch und ansprechend. Die Gegend, die wir durchreiten, ist landschaftlich fast unvergleichlich und der wunderbare Eindruck wird allen Teilnehmern des nächtlichen Rittes unvergesslich bleiben. Der Mond stand klar am Himmel und erhellte die Nacht in einem Masse, wie es in einem nordischen Klima mit seiner dickeren Luft niemals vorkommen kann. Wir ritten bald näher, bald ferner vom Ufer des Sees durch die mit dichtem Gras bewachsene Ebene, rechts von uns die grünen Berge von Galiläa, bald niedrigen Hügeln gleich, bald zu Bergen von mehreren tausend Fuss ansteigend. Links von uns die weite Wasserfläche in schönstem Blau, leicht gekräuselt durch linde Winde,

in majestätischer Ruhe, die kein Schiff unterbricht, ein weiter Spiegel, in dem sich die Berge und oft auch die Conturen unserer eigenen Karawane magisch wiederspiegeln. Jenseits des Sees rings um demselben die Berge des Hauran, bald gelben Sand, bald starre Felsen zeigend und nur stellenweise durch grüne Gewächse geschmückt. In der Ferne immer höher aufsteigende Gebirgszüge, bis weither der Libanon in einem seiner höchsten Gipfel, dem Hermon mit seinem schneegekrönten Haupt, hinüberschaut. Ueber der ganzen Landschaft aber der Zauber des klarsten Mondscheines in silberner Pracht, der den wunderbaren Kontrast zwischen der beinahe tropischen Vegetation um den See herum und dem fernen Schneefelde des Hermon noch besonders hervorhebt. Ist doch der See von Tiberias 208 Meter unter dem Meere, der Gipfel des Hermon 2680 über dem Meere, sodass der Niveauunterschied 2900 Meter gleich ca. 9000 Fuss beträgt. Man begreift, dass diese Höheunterschiede die Veranlassung geben, dass in der Landschaft von der Flora des ewigen Schnees bis zur subtropischen Flora die verschiedensten Abstufungen sich zeigen. Der Reiz aber, den diese Mondscheinlandschaft auf den Beschauer ausübt, er lässt sich nicht in Worte fassen, nicht beschreiben, nur der Pinsel eines Malers könnte ihn wiedergeben. Uns Teilnehmern dieses Rittes wird er unvergesslich bleiben.

Kurz vor Tiberias treten die Berge ganz nahe an den See heran, wir müssen einige 100 Meter hoch klettern, um, auf dem Gipfel angelangt, unten das Ziel unserer heutigen Reise, die berühmte Stadt Tiberias, zu erblicken, welche mit ihren weissen Häusern, mit den vereinzelten Palmen und den flachen, zum Teil grün bewachsenen Dächern im Mondschein einen zauberhaften Anblick gewährte. Eine halbe Stunde später ritten wir in die Stadt ein, an jeder Strassenecke von einem Hunde begrüsst, welche hier die Wachtpflicht der Schutzmannsposten in den europäischen Städten zu erfüllen scheinen.

Tiberias, die Stadt des Talmuds, welche nach der Zerstörung Jerusalems eine so grosse Rolle in der Geschichte unseres Volkes zu spielen berufen war, ist jetzt ein kleines Städtchen von 5050 Seelen, der Mehrheit nach, nämlich 3200 Juden, 1500 Muhammedaner, 350 Christen. Unsere Glaubensgenossen, von denen 1620 Sephardim, 1580 Aschkenasim sind, bilden nicht nur den stärksten Bruchteil der Bevölkerung, sondern beherrschen auch den Bazar und drücken überhaupt der Stadt den Charakter einer ganz jüdischen auf. Daher kommt es wohl auch, dass Tiberias von allen palästinensischen Städten nächst Haifa die reinlichste ist. Obwohl den europäischen Begriffen von Sauberkeit noch nicht genügend, übertrifft doch der Jude, besonders

der Sephardi, den eingeborenen Orientalen, den Muhammedaner wie den Christen, an Sauberkeit und Ordnungsliebe. Wie leider fast überall in den Städten Palästinas, gehören die wenigen stattlichen Gebäude von Tiberias den verschiedenen Missionsgesellschaften, besonders der Scotch Mission, welche indessen auch hier unter den Juden wenig Erfolge aufzuweisen hat. Der jetzige Stadtarzt ist ein Jude, Dr. Rothstein, der kürzlich leider ergebnislose Anstrengungen machte, eine jüdische Schule ins Leben zu rufen. Der Versuch scheiterte an dem Widerstande der Rabbiner, ist indessen nur aufgeschoben, nicht aufgehoben.

Tiberias und seine Umgebung sehen ganz ägyptisch aus; das Klima ist tropisch und in Folge dessen auch die Flora, in welcher, wie in Aegypten, die Dattelpalme überwiegt. Der See gleicht dem Nil zur Zeit der Ueberschwemmung und die Stadtselbst mit ihren flachen Dächern und furchtbar engen Strassen, in denen kein Wagen fahren kann, sieht einer ägyptischen Landstadt ganz ähnlich und zeichnet sich nur durch ihre Reinlichkeit aus.

In unserem Hotel, wo wir übernachten mussten, fanden wir nur mühsam Unterkunft, der Wirt war verreist, die Bedienung miserabel, aber es war dort ziemlich sauber und die Betten genügend. Am nächsten Morgen durchstreiften wir die kleine Stadt und besuchten den lebhaften Bazar.

Wir hatten uns einen Wagen von Haifa kommen lassen und brachen am anderen Morgen früh auf. Der Weg führte uns an Miskene, Lûbije, Esch-Schedschêra und Turân vorbei; in der Ferne sahen wir den Tabor (heute Djebel et-Tûr) liegen, der mit seinem grünen Rücken wie ein aus Thüringen oder dem Harz nach Palästina versetzter Bergzug aussah. Das Land ist ringsum von höchster Fruchtbarkeit, auch besser angebaut; Kefr Kenna, das wir dann passierten, hat ausgedehnte Fruchtgärten, an welche sich grosse Olivenpflanzungen reihen, die von hier bis Nazareth reichen. Kurz vor letztgenannter Stadt rasteten wir an der Quelle Er-Rêne, wo wir unsere Pferde tränken liessen und Gelegenheit hatten, die etwas fremdartige, aber höchst anziehende Schönheit der dortigen Frauen zu bewundern, welche als griechische Christinnen unverschleiert gehen.

Nazareth, der Heimatsort des Stifters des Christentums, wo in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung nur Juden wohnten, ist jetzt ein weitausgedehnter Flecken mit meist christlichen Insassen. Es zählt 9500 Seelen, darunter nur 3000 Muhammedaner und keinen Juden, da diese von den christlichen Bewohnern nicht geduldet werden. Vor zwei Jahren machte der Verein Lemaan Zion den Versuch, einen jüdischen Schneider dort anzusiedeln, aber die Christen

misshandelten ihn und trieben ihn mit Gewalt aus der Stadt und es wurde deshalb der Versuch nicht mehr wiederholt. Die Stadt hat eine Menge christlicher Anstalten, starrt aber nichtsdestoweniger von ganz unglaublichem Schmutz; auf dem Platze inmitten der Stadt bleichten die Gebeine von nicht weniger als 11 grossen Tieren, Kameelen, Pferden, Eseln und erzeugten einen unerträglichen Geruch, der uns zur grössten Eile antrieb. Durch musterhafte Reinlichkeit zeichnet sich dagegen das am Ende der Stadt gelegene deutsche Wirtshaus von Hesselschwerdt aus, wo wir im Interesse unserer Pferde eine zweistündige Rast hielten.

Ein amüsanter Zwischenfall trug dazu bei, uns während unserer Ruhepause zu zerstreuen. Ein türkischer Polizeioffizier kam mit einem Dolmetscher und fragte grimmen Blickes nach unseren Pässen. Wir gaben ihm dieselben, aber ein Herr hatte keinen türkischen Pass (Teskereh) und wir waren in Sorge, wie er aus der Verlegenheit kommen würde. Inzwischen kam aber der deutsche Wirt, der dem Offizier sagte, dass wir alle Freunde von Herrn Ossowetzky seien. Sofort gab der Polizist die Teskereh zurück, grüsste respektvollst und verliess uns, ohne uns weiter zu belästigen.

Um 5 Uhr Nachmittags ging es weiter; bald senkte sich der Weg und wir durchfuhren die Ebene, welche im Altertum Emek Jisreël hiess, heute den

Namen Merdsch ibn Amr führt. Ueber die Fruchtbarkeit dieses entzückend schönen Landteiles sprechen zu wollen, heisst Eulen nach Athen tragen, aber darauf sei doch hingewiesen, dass selbst diese reichgesegneten Fluren fast gar nicht angebaut sind. Wiederum legten wir eine weite Strecke im Mondschein zurück. Der Nordländer kann sich nicht vorstellen, wie hell hier im Süden der Mond scheint und welch zauberhaften Reiz das Funkeln der Sterne am tiefblauen Firmament in solcher Nacht ausübt. Es war so hell, dass ich den kleinen Reklamschen Druck mühelos lesen konnte.

Fünfzehn Kilometer vor Haifa stiessen wir auf die grossen Bauten, welche hier für die Eisenbahn, die Haifa und Acco mit Damascus verbinden soll, begonnen wurden. Wir fuhren über eine mächtige Brücke, welche das Bette des Kischon-Flusses überschreitet, und weiter an der Trace der Eisenbahn entlang, deren Bau, wenigstens vorläufig, aufgegeben ist. Diese Thatsache ist sehr bedauerlich, um so mehr, da Mangel an Geld der Grund ist, während die Linien Haurân-Damascus und Damascus-Beirût vollendet sind und sicherlich den grossen Getreideverkehr, der vom Haurân aus früher nach Acco und Haifa durch die Merdsch ibn Amr ging, an sich ziehen werden. In guten Jahren sah dieser Weg nach der Ernte täglich 5000 mit Haurân-Weizen beladene Kamele, während schon jetzt der Verkehr

stark nachgelassen hat. Die Gesellschaft, deren Mittel vor der Zeit ausgegangen sind, war eine englische, während die fertigen Bahnen französischen Aktiengesellschaften gehören. Sollte England sich den grossen Einfluss entgehen lassen, den der Besitz dieses Schienenweges in Palästina und Syrien ausüben kann?

Spät Abends fuhren wir in Haifa ein, wo wir wieder im Hotel Kraft einkehrten. Der Rückweg nach Jaffa, den wir auf der bereits geschilderten Route nahmen, bot nichts Neues.

XX.

Gleich nach unserer Rückkehr von der galiläischen Reise fuhr ich von Jaffa aus zum zweiten Male nach Jerusalem. Ich will mich in dem folgenden Bericht völlig darauf beschränken, meine persönliche Meinung und mein eigenes Urteil über die Menschen, Anstalten etc., sowie über die Verhältnisse der heiligen Stadt zu geben, so wie ich sie sah. Diese Schilderung muss sehr lückenhaft sein, denn ich sah nur einen kleinen Teil der vielen Sehenswürdigkeiten, ich lernte nur wenige der bedeutenderen Persönlichkeiten in der heiligen Stadt kennen und vollends die Verhältnisse kann der Fremde nach 5tägigem Aufenthalt fast gar nicht verstehen, aber andererseits sind die Auskünfte, die man von unseren Glaubensgenossen in Jerusalem

Jerusalem. Thurm Davids.

Jerusalem. Jaffathor.

erhält, so ausserordentlich widerspruchsvoll, um was auch immer es sich handeln mag, dass man bei der Wiedergabe sich der äussersten Vorsicht befleissigen muss.

Mir erschienen die Verhältnisse der heiligen Stadt so verschieden von denjenigen des übrigen Landes, besonders aber unsere Glaubensgenossen in derselben so anders geartet, als die Juden in Jaffa und den Kolonien, dass man sich in ein anderes Land versetzt glaubt. Jetzt konnte ich mir auch das Urteil so vieler Touristen erklären, die absprechend über das heilige Land urteilen. Dieselben sind eben von Jaffa mit der Bahn oder dem Wagen nach Jerusalem gefahren, haben sich dort einige Tage aufgehalten und glauben sich jetzt in der Lage, ein Urteil abgeben zu können. Wenn sie gute Beobachter sind, mag dieses Urteil auch richtig sein, aber es erstreckt sich nur auf Jerusalem und seine nähere Umgebung und kann nicht für das ganze Land Palästina gelten. Die Verhältnisse sind eben ganz verschieden.

Wenn man mit der Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem reist, führt die Schienenstrasse zuerst durch die Ebene von Saron, um dann ziemlich steil in die Berge von Judaea emporzusteigen. Rechts und links erheben sich steile Berge, ganz kahl anzusehen und nur hier und da zeugen vereinzelte Olivenbäume

zwischen den Felsen davon, dass die alte Fruchtbarkeit des Landes, von dessen hoher Kultur die vielen Terrassenbauten Beweise liefern, noch nicht erstorben ist. Erst kurz vor Jerusalem bei Bireh sieht man dicht an der Bahn einen grossen Gemüsegarten, während rings umher einsame Oede herrscht. Der Besitzer dieses Terrains und der Landwirt, der darauf haust, machen mit den Lieferungen feiner Gemüse für Jerusalem glänzende Geschäfte. Allmählich hat der Zug die Höhe des Gebirgskammes erreicht und fährt auf dem ziemlich ebenen Plateau. In der Ferne werden einige Häuser sichtbar, alle Passagiere eilen zu den Fenstern, es ist Jerusalem oder vielmehr eine Vorstadt, die jetzt dort auftaucht. Bald pfeift der Zug und fährt in den Bahnhof, ein einfaches, schmuckloses Gebäude von recht bescheidenen Dimensionen, hinein. Die notwendigen Formalitäten sind rasch erledigt, der von unserer Ankunft verständigte Hotelier Kaminitz erwartet uns mit einer Droschke und der am Ausgang des Bahnhofes aufgestellte Polizist wagt den „Prussiani“ keine Bakschischschwierigkeiten zu bereiten. Hier am Bahnhof fällt es uns noch schwer an, die Thatsache zu glauben, dass wir in Jerusalem sind; Eisenbahn und Droschken in der altehrwürdigen Stadt der Religionen, das ist ein zu grosser Gegensatz.

Der Bahnhof liegt nicht sehr weit von der Stadt,

nur ca. 20 Minuten, aber wie verändert sich während der Droschkenfahrt die ganze Szenerie. Die Strasse geht etwas bergab und man sieht in die tiefen Schluchten, die bis auf eine Seite Jerusalem rings umgeben. Grossartige, wildromantische Ausblicke zeigen sich dem erstaunten Auge und die blauen Berge, die in weiter Ferne am Horizont sichtbar werden, sind die Berge Moabs, während man von dem tiefen Einschnitt des Jordanthales und dem toten Meere nichts wahrnimmt. Diese Landschaft ist Jerusalems würdig und hier empfindet man die Schauer der Vergangenheit. Nicht lieblich, sondern schauerlich wild und zerrissen zeigen sich hier die Berge, sie zeigen die unvergleichlich feste Lage der heiligen Stadt, die sie befähigte, so vielen Stürmen zu trotzen, und man denkt unwillkürlich an die Hohnworte der Jebusiter, die sie König David zuriefen: „Du wirst nicht hier hereinkommen, wenn Du nicht die Blinden und die Lahmen entfernest“ (Samuel II. 5/6).

Nach wenigen Minuten der Fahrt wird die Citadelle der Stadt sichtbar, eine mächtige Steinmasse, die ihren Stützpunkt an dem gewaltigen Davidsturm hat, jenem uralten Bauwerk, das nach der Sage von König David errichtet ist, während die Gelehrten in ihm den Turm Phasael finden wollen, von dem Josephus erzählt, dass ihn Titus bei der Zerstörung Jerusalems

habe stehen lassen. Hinter der Citadelle kommt man beim Jaffa Thor vorbei, vor dem auf einem grossen, freien Platz ein lebhafter Verkehr herrscht. Durch dieses Thor betritt der grösste Teil der Pilger und Reisenden aus Europa die heilige Stadt. Hier kommen auch die meisten Karawanen an, und es ist daher während der Reisezeit vor diesem Thore der Sammelpunkt desjenigen Teils der Bevölkerung, der vom Fremdenverkehr lebt. Hierher kommen die Dolmetscher und die Fremdenführer, die Pferde- und Maultier-Vermieter und die Kameltreiber. Zahllose Verkäufer von Andenken, von Gegenständen religiöser Verehrung, von Reiseutensilien etc. suchen hier die Fremden auf. Aber ausser für diese Geschäftsleute ist hier auch der Sammelpunkt für die zahlreichen Bettler, die auf die Mildthätigkeit der frommen Pilger und auf die Gutherzigkeit der reichen Touristen zu spekulieren gewöhnt sind. Aber alle diese Geschäfte haben ihre Saison, nur während der Reisezeit, die im November beginnt, um die Osterzeit ihren Höhepunkt erreicht und im Mai schliesst, lohnt es sich für diese Art von Industriellen vor dem Jaffa Thor die Fremden zu erwarten. In der übrigen Zeit des Jahres verwandeln sich die Fremdenführer und Dolmetscher wieder in kleine Händler oder Handwerker. Der Verkäufer der interessanten Schnitzereien, die die Fremden so gern zu kaufen pflegen, geht

wieder hinter die Drechslerbank, um seinen gelichteten Vorrat zu ergänzen, der Maultiertreiber zieht mit seinen Tieren hinaus auf das Land, um bei den landwirtschaftlichen Arbeiten zu helfen, und die Bettler? ja die Bettler bequemen sich eben zu arbeiten, wenn sie nicht genug zusammengebettelt haben, um als Rentiers ein halbes Jahr lang leben zu können.

Wir besuchten Jerusalem zu seiner stillen Zeit in der zweiten Hälfte des Oktober und nichts hat uns so in Erstaunen gesetzt, als dass wir in dieser ihrer Bettler halber so berüchtigten Stadt, während insgesamt fünf Tagen Aufenthalts nur ein einziges Mal angebettelt wurden. Selbst der Platz vor dem Jaffa Thor war zur Zeit unseres Aufenthalts ganz leer von Bettlern irgend welcher Art.

Vom Jaffa-Thor lenkt unser Wagen in die Strasse ein, die nach der Jaffa-Vorstadt führt. Es ist dies die grosse Fahrstrasse, auf der sich vor Bestehen der Eisenbahn der hauptsächlichste Verkehr von und nach Europa bewegte. Die Jaffa-Vorstadt ist luftig gebaut und enthält eine Menge schöner Gebäude, aber sie leidet an einem grossen Uebel. Der Staub nämlich, der sich von den Kalkfelsen entwickelt, kann oft unerträglich lästig werden. Die Jaffa-Strasse führt vorbei an dem grossen Complex, der unter dem Namen „der Russenbau“ bekannt ist, und eine Reihe grossartiger

Gebäude, darunter die russische Kathedrale, ein grosses Hospital und das russische Konsulat enthält, ausserdem aber eine der schönsten Gartenanlagen mit umfasst, die sich in der heiligen Stadt finden. Dann folgen eine Reihe von Konsulats-Gebäuden zu beiden Seiten der Strasse, einige jüdische Häuser-Kolonien, rechts das deutsche Konsulat, auf der andern Seite der Strasse die grosse Schule der „Alliance Israelite Universelle“ und endlich hält der Wagen vor dem Hotel Kaminitz, vor dem wir absteigen. Das Hotel ist ein langgestreckter niedriger Bau, wo wir alle Bequemlichkeiten eines europäischen Gasthauses vorfanden; auch das Essen war vorzüglich. Eine hübsche kleine Anlage vor dem Hause erhöht durch ihr in der heiligen Stadt so seltenes Grün den anheimelnden Eindruck des ganzen Hotels. In dem Hotel verkehren die meisten jüdischen Reisenden, die nach Jerusalem kommen, doch auch sehr viele christliche Engländer und Amerikaner, und vielleicht mit Rücksicht auf diese Elemente, hat der Wirt den Plakaten der Mission so grossen Raum eingeräumt. Immerhin ruft es bei den jüdischen Reisenden doch ein sehr peinliches Gefühl hervor, auf Schritt und Tritt im ganzen Hause den Empfehlungen der Mission zu begegnen. Am andern Morgen machten wir uns daran, einige jüdische Institute aufzusuchen, an deren Besichtigung uns besonders lag. Unser erster

Besuch galt der Schule der „Alliance Israelite Universelle.“ Dieselbe zerfällt in zwei Abteilungen, die eigentliche Schule die 112 Schüler zählt, und die Handwerkerschule in der 143 Knaben verschiedene Handwerke lernen. Wir statteten der eigentlichen Schule nur einen kurzen Besuch ab, wobei wir wiederum Gelegenheit hatten, uns davon zu überzeugen, wie schwierig der Unterricht im Orient durch den Sprachenwirrwarr wird. Da kommen zum Unterricht Kinder zusammen, deren Wiege in Russland gestanden hat und die nur den deutsch-polnischen Jargon sprechen, mit anderen, die aus dem fernen Arabien stammen, und nur den Dialekt Süd-Arabiens verstehen. Zwischen ihnen sitzen die Kinder der eingeborenen sephardischen Juden, deren Muttersprache spagnolisch ist, und Moghrebim aus Marocco mit ihrer fremdartigen Aussprache des Arabischen, die in Palästina fast garnicht verstanden wird. Zu diesen verschiedenartigen Elementen kommen dann noch nichtjüdische Kinder hinzu, die arabisch, türkisch oder auch nur französisch sprechen, und so die babylonische Sprachverwirrung noch erhöhen. Es begreift sich, dass unter diesen Umständen es den Lehrern doppelt schwer wird, befriedigende Resultate zu erzielen, und besonders die nötige Disziplin aufrecht zu erhalten. In den oberen Klassen ist die Unterrichtssprache der „Alliance“-Schule französisch,

jedoch wird auch dem hebräischen, sowie dem arabischen, der eigentlichen Landessprache, ein breiter Raum eingeräumt.

Ungleich interessanter als die Besichtigung der Elementarschule war aber der Gang durch die Lehrwerkstätten, die ein besonderes Departement dieser Schule bilden. Mit grossem Verständnis sorgt die Leitung des Instituts dafür, dass Handwerke bevorzugt werden, die in der heiligen Stadt nur wenig vertreten sind. Es werden hauptsächlich gepflegt die Kunstschlosserei, Stellmacherei, das Schmiedehandwerk, die Kunsttischlerei und Drechslerei. Eine besondere Aufmerksamkeit wird beim Unterricht dem Zeichnen geschenkt, und die Ausbildung in diesem Fache ist um so wichtiger, als die jetzigen Handwerker in Jerusalem, darunter auch die geschicktesten Drechsler, zwar häufig viel natürliche Begabung zeigen, aber immer die Schulung vermissen lassen, so dass besonders die Tiergestalten zu ganz unmöglichen Karrikaturen werden. Der Anblick der vielen kräftigen Jünglinge, die in der Schule die zum Teil recht schweren Handwerke ausüben, ist ebenso erfreulich wie die Mitteilungen seitens der Direktion der Schule. Nach diesen ist das Fortkommen der bisher aus derselben entlassenen Zöglinge sehr gut gewesen. Die Schule liefert eine Menge von Arbeiten auch für nichtjüdische Institute und Privatpersonen,

z. B. erst kürzlich einen Wagen für den Pascha von Jerusalem und Kunstschlosserarbeiten für die armenische Kirche.

Ausser der Alliance-Schule besuchten wir noch eine zweite jüdische Schule, die von Ephraim Cohen geleitete Lämmle-Schule, die jetzt von Frankfurt a. M. aus verwaltet wird. Dieselbe steht als Schule unzweifelhaft weit über der Alliance-Schule, wozu freilich sehr bedeutend der Umstand beitragen mag, dass die Schüler zwar auch sehr viel Verschiedenartigkeit aufweisen, aber doch nicht so viel als in jener Anstalt und ausserdem sich leichter an Deutsch als Unterrichtssprache gewöhnen als an Französisch. Die Prüfung der vier Klassen, die teilweise noch in mehrere Abteilungen zerfallen, war uns eine wirkliche Freude. Sowohl in den Sprachen als in Rechnen und was bei einer orientalischen Schule eine besondere Seltenheit ist, in Naturwissenschaft, Geographie und Geschichte, wiesen die Kinder gediegene Kenntnisse auf, so dass man die Resultate denen unserer besten Elementarschulen in Deutschland an die Seite stellen kann. Diese Resultate bedeuten umsomehr, als die Sprachschwierigkeiten hier einen lästigen Faktor bilden.

Weniger zufriedenstellende Eindrücke als von dieser Schule hatten wir bei unserem Besuche im deutsch-jüdischen Waisenhause in Jerusalem. Es ist dies nicht

Schuld der Verwaltung in Jerusalem, sondern beruht auf dem argen Mangel an Mitteln, der die Entwicklung dieses Institutes behindert. Das Haus, in dem sich die Waisenanstalt befindet, bedürfte einer durchgreifenden Reparatur, insbesondere das ganze Holzwerk des Gebäudes verfault, wie es in diesem Klima überhaupt schnell geschieht, und müsste erneuert werden. Auch die Räume reichen bei weitem nicht für das Bedürfnis aus, und an Stelle der 26 Knaben, die zur Zeit in der Anstalt sind, müsste diese in der Lage sein, mindestens die doppelte Anzahl aufnehmen zu können. Die Kinder, die jetzt die Wohlthat einer geordneten Erziehung in dem deutsch-jüdischen Waisenhaus geniessen, sehen gut genährt aus und gehen sehr einfach, aber sauber gekleidet. Es bliebe zu wünschen, dass das Comitee des Waisenhauses in Frankfurt bald genügende Mittel fände zu einer durchgreifenden Ausbesserung und Vergrösserung der Anstalt.

Gelegentlich eines Privatbesuches bei dem allseitig beliebten Doktor des Vereins Lemaan Zion, Dr. Krischewsky, zeigte mir derselbe die Apotheke, sowie die Operationsapparate, die der Verein besitzt. Da waren so viele blanke Zangen, Messer und andere Apparate vorhanden, dass uns fast unheimlich zu Mute ward. Die Sprechstunde wird übrigens täglich von circa 100 Patienten besucht und ebensoviel die Apotheke in Anspruch ge-

nommen. Fieber und Augenleiden sind hier, wie überall in Palästina, die Hauptkrankheiten, die anderen kommen selten vor, auch die in Europa häufigen Lungenkrankheiten, Diphteritis, Typhus sind hier selten.

Das grösste jüdische Institut in der heiligen Stadt sind die Pilger- und Armenwohnungen. Dieselben liegen in der innern Stadt auf einem grossen, freien Platze und enthalten einige 90 Wohnungen für arme Familien, von denen je ein Drittel unter Angehörige der deutschen Gemeinde, der ungarischen Gemeinde und aller übrigen jüdischen Gemeinden verloost werden. Die Familien, denen diese Wohlthat zu Teil wird, dürfen gegen ein geringes Entgeld die Wohnung benutzen und haben sich alle drei Jahre einer neuen Auslosung zu unterziehen. Ausserdem sind eine Anzahl von Zimmern mit vollständiger Einrichtung vorhanden, die von den durchreisenden europäischen Juden benutzt werden können. Reiche Glaubensgenossen in Europa, insbesondere der Baron Rothschild in Frankfurt a. M. haben dort stattliche Gebäude errichten lassen, die den armen Familien der heiligen Stadt zur Verfügung stehen. Auch an Synagoge, Cisterne etc. fehlt es nicht. Von dem Fenster der Synagoge hat man einen schönen Blick auf den Tempelplatz.

Unter den vielen interessanten Persönlichkeiten, die wir in Jerusalem kennen lernten, hebe ich den

englischen Oberrabbiner Herrn Samuel Salant kennen, mit dem wir eine längere Unterredung hatten. Sein äussere Erscheinung dieses einflussreichen Mannes ist nicht gerade imponierend, aber er besitzt eine Lebhaftigkeit und ein Interesse für die mannigfaltigsten Dinge, das ihn viel jünger erscheinen lässt, als er in Wirklichkeit ist. Herr Salant warnte uns vor allzu grosser Leichtgläubigkeit und erzählte uns folgendes Histörchen: Schon vor 20 Jahren habe er in Jerusalem einmal einem guten Freunde, einem russischem Rabbiner folgendes empfohlen, als ihm dieser allerlei Missbräuche, die er in Jerusalem fand, vorhielt: „In Jerusalem glaube Deinen Augen nur halb, Deinen Ohren aber garnicht, vor allen Dingen aber glaube Niemandem, mit dem Du sprichst, auch mir nicht!“ Den gleichen Rat wolle er auch uns geben. Ich kann nur bestätigen, dass dies die klügste Rede war, die ich in Jerusalem gehört habe, es ist für den Fremden ganz unmöglich, sich ein richtiges Bild von den jüdischen Verhältnissen in der heiligen Stadt zu machen, auch wenn er nicht wie wir 5 Tage, sondern 5 Monat, ja vielleicht 5 Jahre dort verweilte. Man lasse sich, welche Sache man wolle, von 3 Leuten in Jerusalem schildern, immer wird man sie von 3 verschiedenen Seiten oft ganz widersprechend zu hören bekommen und nur in einem sind alle Teile einig, dass nämlich alle Verhältnisse in Jerusalem

schlecht sind, ebenso dass alle anderen Juden in der heiligen Stadt, ausser dem, der gerade am Erzählen ist, eigentlich nichts taugen.

Bei den verschiedenen Besuchen, die wir den einzelnen Instituten abstatteten, hatten wir Gelegenheit einen grossen Teil von Jerusalem zu durchwandern, und so wenigstens im allgemeinen ein Bild von dem Aeussern der Stadt zu gewinnen. Die innere Stadt, die noch von der Ringmauer umgeben ist, hat einen durchaus orientalischen Charakter. Die Häuser sind nach der Strasse zu fest vermauert, man sieht nur kleine, enge Thore und selten Fenster. Die Strassen sind schmal, und bei dem Mangel jeder Strassenpolizei recht schmutzig. Selten unterbricht ein grösseres Gebäude, eine Kirche, eine Moschee oder Synagoge die Einförmigkeit der kleinen Häuser. Der Bazar, der ziemlich umfangreich ist, zeichnet sich leider durch seine Unsauberkeit aus. Die kleinen Läden, in denen Waren von recht mässiger Qualität feilgeboten werden, befinden sich zum grössten Teil in vollständig übermauerten Gewölben, so dass sie gar kein natürliches Licht erhalten, sondern mit recht kleinen Oel- oder Petroleumlämpchen erleuchtet werden müssen. Die Lämpchen dürften nicht allzu oft geputzt worden sein, denn abgesehen davon, dass das verwendete Oel und Petroleum nicht gerade das wohlriechendste ist, so

macht sich auch der Rauch recht unangenehm geltend. Ausserdem werden die verdorbenen Lebensmittel von den Händlern einfach auf die Strasse geworfen und vermischen hier ihre Düfte mit denen der noch verkaufsfähigen, aber ebenfalls oft genug unsere Nase beleidigenden Nahrungsmittel und so wird der Leser mit mir bedauern, dass die Rothschild'sche Fabrik für ätherische Oele, Eau de Cologne etc. am Meromsee und nicht auf dem Bazar in Jerusalem liegt.

Viel respektabler repräsentieren sich die Vorstädte, in denen der grösste Teil der Europäer wohnt, und sich auch die meisten Wohlthätigkeits-Institute, Hospitäler, Schulen, Waisenhäuser etc. befinden. Auffallend ist, dass unter diesen vielen Instituten die jüdischen an Umfang, sowie an äusserer Schönheit soweit hinter den christlichen zurückstehen. Die Juden bilden die grosse Majorität der Bevölkerung. Sie sollten doch auch nach aussen hin ein wenig repräsentieren können, und wenn dies den Juden des heiligen Landes aus eigenen Mitteln nicht möglich ist, so sollten doch die Juden Europa's, die mit ihren Geldern den Glaubensgenossen im heiligen Lande Wohlthätigkeits-Institute errichten, daran denken, dass es hier, wo so viele christliche Sekten ihre Vertretung durch Patriarchen und Bischöfe haben, auch darauf ankommt, das Judentum würdig zu repräsentieren. Ohnehin ist es eine

bedauerliche Erscheinung, dass die Juden im sozialen Leben der heiligen Stadt einen so geringen Einfluss besitzen, obwohl ihnen nach ihrer Zahl zukäme, die Tonangebenden zu sein. In Wirklichkeit aber finden sie weder im Stadtrat, noch im Bezirksrat eine ihrer Zahl entsprechende Vertretung. Die Teilnahme am Handel, mit dem ganzen daraus sich ergebenden sozialen Einfluss haben die Juden ebenfalls den Christen überlassen, und so wirkt denn auf den europäischen Reisenden, der nach Jerusalem kommt, selbst auf den jüdischen, nicht, wie es sein sollte, die heilige Stadt in erster Linie machtvoll ein als die Stadt des Judentums und des jüdischen Volkes.

Eines freilich kann der heiligen Stadt keine noch so grosse Ungeschicklichkeit oder mangelndes Verständnis der heutigen Juden nehmen, dass ist die Erinnerung an die gewaltige Geschichte, deren Schauplatz einst diese Stätten waren, die Erinnerung an die verlorene Grösse des jüdischen Volkes und den Tempel mit all seiner Grossartigkeit. Nur wer an der oft beschriebenen Klagemauer, jenem düsteren Reste der alten Tempelmauern stand, wer am Freitag Abend die Tausende von Juden dort beten und die verlorenen Herrlichkeiten betrauern sah, kann die Gefühle verstehen, die diese gefallene Grösse in jedem denkenden und fühlenden Menschen, nicht nur im Juden wach-

rufen. Das sind Gefühle, die man nur nachempfinden, aber nicht niederschreiben kann.

Als wir von der heiligen Stadt schieden, war uns Allen neben jenen unaussprechlichen Gefühlen des Schmerzes über den Contrast zwischen dem heutigen Jerusalem und der heiligen Stadt unserer Geschichte, nur das eine Gefühl klar, dass wir alle unsere Kräfte einsetzen wollen, damit das Jerusalem der Zukunft wieder die Stadt des jüdischen Volkes und seiner alten Grösse würdig werde.

XXI.

Von Jerusalem zurückgekehrt hielten wir uns in Jaffa nur noch wenige Stunden auf und gingen noch an demselben Tage auf das Schiff, das uns nach Port Said bringen sollte. Der Abschied fiel uns recht schwer, hatten wir uns doch in Jaffa dank der Liebenswürdigkeit unserer dortigen Freunde wie zu Haus gefühlt. Indessen wir waren 6 Wochen aus Europa abwesend und die Sehnsucht nach unseren Lieben daheim fing an sich geltend zu machen. Es erübrigt mir nur noch, ehe ich zu der Rückreise komme, eine kurze Schilderung derjenigen Kolonien, die wir nicht besuchen konnten.

Kastinieh, die südlichste der jüdischen Ansiedelungen, im alten Philistäerlande in der fruchtbaren Schefelah gelegen, wurde von bessarabischen Juden

angekauft, dann, als diese von dem Kauf zurücktraten, von dem bekannten Protektor erworben, welcher dort eine Verwaltung einsetzte und auf einem Teile des Terrains durch Tagelöhner Getreidebau treiben lässt, auf einem anderen Pflanzungen angelegt, den Rest an Araber verpachtet hat. Auf dem Gute, welches 7000 Dunam = 640 Hectar gross ist, stehen ein steinerner Stall und einige 20 Holzhäuser, die sich hier ganz gut bewähren sollen; auch die Gebäude der Administration sind aus Holz. Der Boden ist im Ganzen vorzüglich für den Getreidebau geeignet, doch gedeihen auch die Pflanzungen, zumal eine grosse Baumschule, sehr gut. Wie viele Juden hier leben, ist nicht leicht anzugeben, weil die Zahl der jüdischen Tagelöhner sehr schwankt, doch ist die Gesammtziffer auf durchschnittlich 100 Seelen zu schätzen. Kastinieh ist von den Palästina-Vereinen zur Errichtung einer Getreidebau-Kolonie in Aussicht genommen.

In Ober-Galiläa liegen noch einige Terrains, welche in jüdischem Besitz sich befinden und zum Teil bereits in Kultur genommen sind. Pekiin, eine uralte Ansiedelung arabischer Juden, welche hier seit alten Zeiten Ackerbau und Handwerk treiben, zählt etwa 30 Familien, welche aber zu wenig Landbesitz haben und daher sehr arm sind, so dass viele von ihnen in den anderen Kolonien als Tagelöhner arbeiten. Ihr

Ritus und ihre Kleidung sind sephardisch. Merôn, ein der Gemeinde von Tiberias gehöriges Dorf, in dem man das Grabmal des R. Simon ben Jochai zeigt, und das alljährlich, am 33. Tage des Omer, der Zielpunkt grosser Pilgerfahrten ist, umfasst ca. 100 Hectar, auf denen etwa 24 000 Olivenbäume stehen und 20 jüdische Familien durch Feldarbeit und Handwerk ihren Erwerb finden. Machanajim, das dem Protektor gehört, liegt bei Rosch Pinah und wurde bis zu diesem Jahre an Araber verpachtet. Im vorigen Sommer hat man mit Anpflanzungen auch dort begonnen und einige Gebäude, Stallungen etc. dazu errichtet. Das Areal umfasst 10 000 Dunam = 900 Hectar.

Ausserdem ist in der Umgebung von Rosch Pinah noch eine Anzahl von weiteren, zur Zeit noch an Araber verpachteten Terrains, insgesammt ca. 40 000 Dunam, im Besitze des Protektors, dem auch das bereits erwähnte Atlîth in der Nähe von Sichron Jaakob gehört. In Judäa befindet sich ausser den erwähnten Kolonien das Gebiet von Kefr Saba (7500 Dunam), Artûf, die alte Station der Mission, und endlich das Jerusalem benachbarte Rama, wo man das Grab des Propheten Samuel zeigt, in jüdischem Besitz. Ein Versuch, den man mit der Ansiedelung yemenitischer (arabischer) Juden in Rama machte, ist leider an der Intervention der Regierung gescheitert, deren Erlaubnis

diese unerfahrenen Leute einzuholen versäumt hatten. Man ist jetzt damit beschäftigt, diese Erlaubnis zu beschaffen, um dann den Versuch zu wiederholen; denn die Yemeniten geben mit ihrer Arbeitsamkeit und Bedürfnislosigkeit ein sehr gutes Element für die Kolonisation ab. Im Ganzen kann man — natürlich nur annäherungsweise — den in jüdischen Händen befindlichen Landbesitz im Westjordanland auf ca. 20 000 Hectar, das heisst 1 Prozent des Gesammtareals schätzen.

Seit einigen Jahren, d. h. seitdem die Erwerbung von Landbesitz im westjordanischen Palästina auf Schwierigkeiten stiess, haben jüdische Gesellschaften sowie der bekannte Gönner jenseits des Jordan im Dscholân und Haurân grosse Terrains erworben. Genaue Angaben darüber sind zur Zeit nicht zu erlangen, doch ist die Ausdehnung aller dieser Ländereien sicher auf 10 000 Hectar zu berechnen und sie vergrössert sich fortwährend durch Zukauf. Von den bekannten Genossenschaften haben dort Land erworben: die englischen Chowawe Zion bei Kunêtra, die von Jassy bei Kokâb, die Gesellschaften von Jekaterinoslaw, New-York und Montreal bei Sachem el-Djolân, die von Dublin bei Gullân, die von Chikago bei Mesêra, endlich die Glasgower bei Kokâb. Ausserdem hat der Protektor in Sachem, das sehr günstig nur 2½ Stunde von

el-Muzêrib, dem Endpunkte der Eisenbahn nach Damascus, liegt, eine Administration eingerichtet und lässt die Schluchten des Jarmuk mit Pappeln bepflanzen und aufforsten. Hierdurch sollen grosse Terrains wieder zu Wald gemacht werden. Weiter südlich besitzen Glaubensgenossen aus Safed, welche sich zu der Genossenschaft Bnei Jehudah zusammengethan haben, ein Areal von 25 000 Dunam am Jordan in der Nähe des Sees von Tiberias. Der Haurân ist seines Weizens wegen berühmt, der schon jetzt trotz der schlechten Kommunikationswege einen grossen Exportartikel bildet und unzweifelhaft noch grössere Bedeutung gewinnen wird, wenn die Eisenbahnen später billigere und sichere Befrachtung ermöglichen. Die jüdische Kolonisation in jenen Strichen wird denn auch in erster Linie Körnerbau zu treiben haben, in zweiter Reihe Maulbeerplantagen und Seidenzucht und erst zuletzt Anpflanzungen von Wein und Fruchtbäumen. Die Bedingungen der Kolonisation sind aber im Haurân günstigere, als im Westjordanland, weil der Boden sowohl, als auch die Lebensmittel billiger sind und die Eisenbahn den Verkehr mit Damascus und Beirût, somit den Absatz der Produkte sehr erleichtert. Ich glaube, dass gerade dieser Teil der Kolonisation in nächster Zeit einen grossen Aufschwung erwarten darf.

Ueber die jüdischen Bewohner in den Städten,

welche ich nicht einzeln erwähnte, seien noch einige Zahlen hinzugefügt. Es wohnen in

Gaza	17 675	Seelen	darunter	75	Juden,	460 Christen
Ramleh	9 611	„	„	166	„	1 095 „
Lud	7 689	„	„	14	„	2 225 „
Nâbûlûs	21 110	„	„	120	„	670 „
						110 Samaritaner
Kerak	4 150	„	„	30	„	4 000 Christen
Es-Salt	3 500	„	„	6	„	? „
Medeba	?	„	„	2	„	? „
Hebron	11 295	„	„	1 429	„	26 „

(810 Sephardim
619 Aschkenasim)

Alle Zahlen im Orient sind natürlich nur schätzungsweise angegeben, doch muss man von vornherein gegen die der Missionen einen starken Zweifel hegen und man wird gut thun, immer die niedrigeren anzunehmen, da die Missionen und die Christen, zumal in Jerusalem, dazu neigen, die Zahl der Juden zu übertreiben. Die Gesamtziffer der Juden im heiligen Lande glaube ich nicht höher als auf 50 000 Seelen veranschlagen zu dürfen, d. h. 10—12 pCt. der Gesamtzahl der Bewohner Palästinas. In den Dörfern wohnen als Kolonisten, Beamte und Tagelöhner, wie ich glaube schätzen zu dürfen, zur Zeit 5500 Seelen, obwohl auch diese Ziffer nur als Durchschnitt gelten kann, da die Zahl der Tagelöhner sehr schwankt.

XXII.

Am 5. November traten wir die Rückreise an, welche wieder über Port Said festgesetzt wurde, nachdem wir unseren ursprünglichen Plan, über Konstantinopel zu reisen, aufgegeben hatten, weil man in Jaffa sich unter der Wirkung des Alles vergrössernden Gerüchtes von den Armenier-Unruhen in der Hauptstadt des türkischen Reiches eine ganz falsche Vorstellung gemacht hatte. Dasselbe ist übrigens auch umgekehrt der Fall: der sogenannte Drusen-Aufstand im Haurân machte in den deutschen Zeitungen so viel von sich reden, dass man annehmen sollte, es handle sich um Haupt- und Staatsaktionen. In Wirklichkeit sind es Ausschreitungen weniger Hunderte, die fast immer vorkommen und im Lande selbst wenig Aufsehen erregen. Das eigentliche Palästina wird sehr wenig davon berührt, nur an der Brücke Dschisr benât Jakûb bei Mischmar ist ein türkischer Posten aufgestellt, um die Drusen an der Ueberschreitung des Jordans zu hindern. Dieser Posten bestand Ende Oktober, als wir dort waren, aus 6 Mann Gendarmerie, während in ruhigen Zeiten nur einer dort stationiert ist. Man wird zugeben, dass ein Aufstand, der eine so riesige Machtentfaltung veranlasst, nicht allzu tragisch zu nehmen ist. Palästina selbst ist dagegen vollkommen, man

könnte sagen musterhaft ruhig, man reitet unbewaffnet und ohne Eskorte durch das ganze Land, und selbst für das fanatische Nâbulûs, wo der einzige Excess stattfand, welcher während dieser Periode der Unruhen und Aufstände im türkischen Reiche in Palästina vorkam, erklärte der deutsche Consul in Jerusalem Waffen oder eine Eskorte für einen „unnötigen Luxus.“ Wir selbst haben keinerlei Waffen mit uns geführt, sind oft in kleiner Anzahl in arabischen Dörfern gewesen, sehr oft mit den Arabern, Fellachen und Beduinen zusammengetroffen und haben nicht die geringste Unannehmlichkeit erfahren. Die Unsicherheit der orientalischen Strassen etc. ist eben, was Palästina betrifft, eine Fabel; sicher kommen auf Landstrassen in Deutschland viel mehr Raubanfälle etc. vor, als in Palästina.

Da wir nun unsere Heimreise wieder über Italien machten, so bestiegen wir in Port Said den deutschen Ostasien-Dampfer „Karlsruhe“ vom Norddeutschen Lloyd, der uns nach dreitägiger, sehr angenehmer Fahrt nach Neapel brachte, von wo wir per Bahn in drei Tagen nach Berlin zurückkehrten. Hätten wir die Landreise ohne Unterbrechung gemacht, so würden wir Berlin von Neapel in 48 Stunden erreicht haben. Einen so raschen Uebergang von der Sommer-Temperatur in Egypten und Palästina und der Witterung eines freundlichen Herbstes in Italien bis zu dem Schnee, der auf

den Tyroler Alpen lag, in einer Woche durchzumachen, hat einen eigenen Reiz; freilich wird es dem Reisenden schwer, sich an das nordische Klima wieder zu gewöhnen, aber die Erinnerung an die schönen wärmeren Länder, die man soeben verlassen, gräbt sich um so tiefer in das Gedächtnis ein.

Die Rückreise bot uns Gelegenheit, die grosse Fülle von Eindrücken, welche unterwegs auf uns einwirkten, zu sammeln und zu ordnen. Wir konnten nunmehr prüfen, in wie weit unsere Erwartungen übertroffen oder enttäuscht wurden, denn wir waren ja nicht unvorbereitet hingegangen, sondern hatten schon seit langem jede sich irgend bietende Gelegenheit benutzt, um unsere Kenntnis Palästinas so zu erweitern, wie dies aus Büchern und Briefen möglich ist. Dennoch entsprach dasjenige, was wir gesehen haben, nach keiner Richtung hin unseren Erwartungen, aber in den meisten Fällen war die Enttäuschung eine sehr angenehme. Wir fanden das heilige Land gar nicht so orientalisch, wie wir vorausgesetzt hatten, wohl aber fast in jeder Richtung vorgeschrittener, als wir geglaubt. Die Verkehrsmittel sind nicht so gut wie in Europa, aber doch weit ausgebildeter, das Reisen viel bequemer und die Verpflegung ungleich besser, als wir früher angenommen hatten. Nur Post- und Telegraphenwesen sind noch sehr weit zurück und äusserst mangelhaft.

Indessen ist auch hier durch die jüdischen Kolonien und den lebhaften Verkehr zwischen denselben ein Anfang zur Besserung gemacht, indem die Beförderung der Briefe von den Hafenplätzen aus jetzt meist durch die Kolonisten erfolgt, die gelegentlich dorthin kommen. Natürlich gilt dies nur von den für Juden bestimmten Briefen.

Es war uns längst bekannt, dass Palästina keine Wüste ist, wie man früher behauptet hat und Viele noch heute glauben. Aber dass das Land unserer Väter so fruchtbar sei, wie dies in Wirklichkeit der Fall ist, das war auch uns neu und von grösster Wichtigkeit war uns, dies mit eigenen Augen zu beobachten. Nur wer selbst gesehen hat, wie in Judäa aus dem Sande, der einer Wüste gleicht, einfach durch den beharrlichen Fleiss und durch die auf Erfahrung gestützte Intelligenz eine fruchtbare Landschaft hervorgezaubert werden kann, der selbst gesehen hat, wie einer Oase gleich mitten in der Sandwüste das Dorf Rischon le-Zion liegt, auf einem Platze, der noch vor 15 Jahren eine öde, kahle Sandfläche war, nur der vermag es zu glauben, dass dieser Sand Judäas ein fruchtbarer Boden ist. In Galiläa freilich ist es anders, dort ist die Fruchtbarkeit so gross, dass die üppige, wild wachsende Vegetation von Gras und Unkraut Niemanden in Zweifel lässt, welche Riesenschätze in diesen verwilderten

Boden schlummern. Das Gebirge Juda scheint ein Steinmeer zu sein, auf dem nichts gedeihen könnte und nur die alten Terrassen zeugen davon, dass dort einst blühende Bodenkultur getrieben wurde. Aber wer in die Geheimnisse der palästinensischen Landwirtschaft eindringt, der erfährt, dass auch diese Steine fruchttragenden Boden bedeuten, dass in allen Ritzen dieser Berge die Olive und andere Gewächse gedeihen, und wer von der grossen Strasse abseits das Land besucht, der sieht Stellen genug, wo sogar die Trägheit der Araber diesem steinigen Terrain reiche Anpflanzungen abzugewinnen vermochte. Man messe nur nicht Palästinas gesegnete Fluren mit europäischem Masse, man verlange nicht Erfolge zu sehen, wie sie das deutsche Tiefland in seinen fruchtbaren Teilen bietet, sondern man passe seine Forderungen dem Orient an, man baue orientalische Pflanzen, züchte orientalische Tierrassen und man wird erstaunt sein, welch reichen Ertrag das Land bringt, nicht weniger als irgend eine Gegend Deutschlands ihren Bebauern zu bieten vermag. Wenn man aber vollends darauf verzichtet, sofort, in 3 oder 4 Jahren Erträgnisse zu erzielen, wenn man Pflanzungen anlegt, welche ihren vollen Ertrag erst in 8 bis 10 Jahren geben, so ist das Resultat ein erfreuliches, sind die Einnahmen für deutsche Begriffe geradezu enorme zu nennen. Noch eins aber darf nicht ver-

gessen werden: sehr viele neue Erfahrungen sind dort zu machen, es giebt noch so manche Kulturpflanze, die bisher in Palästina noch nicht rationell angebaut wird, obwohl sie vielleicht ganz gut gedeihen könnte. Hier wird noch mancher Versuch gemacht und manches Lehrgeld bezahlt werden müssen. Erfreulicherweise besorgt dies schon jetzt zu einem grossen Teile Mikweh Jisrael, die vortreffliche Ackerbauschule der Alliance israélite.

Zuden Fabeln über das heilige Land gehört auch die Rede von der dort herrschenden Unsauberkeit und Bettelei. Der Orientale ist nicht unsauberer, als die meisten Deutschen der niederen Stände, der orientalische sephardische Jude fällt sogar durch seine Reinlichkeit angenehm auf; wohl aber fehlt eine Polizei, wie wir sie gewohnt sind, welche die öffentlichen Gebäude, Strassen, Plätze etc. reinhält. Doch ist dies nur in einigen Fällen sehr störend, im Allgemeinen lange nicht so lästig, als man sich in Europa vorstellt. Was die Bettelei anbetrifft, so ist uns dieselbe nicht begegnet, und es darf kühnlich behauptet werden, dass man in Berlin öfter angebettelt wird, als es uns im heiligen Lande geschah. Mir sind während eines Monats nur drei Fälle vorgekommen, je einer in Jaffa, Jerusalem und Safed. Vielleicht liegt es daran, dass die jüdi-

schen Bettler es vorziehen, ihr Geschäft brieflich mit dem Auslande zu betreiben.

Was nun die nichtjüdische Bevölkerung des heiligen Landes und ihr Verhalten zu den Juden anbetrifft, so ist zunächst festzustellen, dass zwischen Muhammedanern und Juden ein fast immer sehr gutes, zwischen beiden einerseits und den Christen der verschiedenen Sekten andererseits ein häufig sehr schlechtes Verhältnis obwaltet. So z. B. dürfen in Nazareth und Bethlehem, wo die Christen überwiegen, noch heute keine Juden wohnen. Mit der Regierung kommen die Juden im Allgemeinen gut aus, natürlich müssen sie das landesübliche „Bakschisch" geben, sonst werden sie wohl auch einmal belästigt; aber dieses Schicksal teilen sie mit allen anderen Landesbewohnern und die Höhe des Bakschisch ist noch erträglich. Ich selbst hatte Gelegenheit zu sehen, wie ein türkischer Polizist bei 2 Metalliqes (8 Pf.) schalt und schimpfte, sich nicht bestechen zu lassen erklärte etc., aber als er den dritten Metallique, also im Ganzen 12 Pf. erhielt, sich umdrehte und verschwand. Major Conder erzählt von einem Fall, wo ein Pascha durch eine Lederhose als Bakschisch zufriedengestellt wurde!

Sehr bedeutsam ist die Thatsache, dass das ganze Land, zumal sein fruchtbarster Teil, Galiläa, eine sehr spärliche Bevölkerung hat, man kann sagen, fast

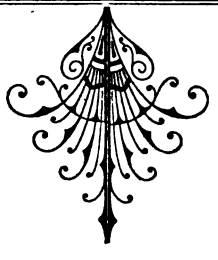
menschenleer ist. Hier ist sicherlich noch nicht der zehnte Teil des anbaufähigen Landes bestellt, und in Galiläa allein können noch Hunderttausende als Bauern ihr Brot finden. Das Gleiche, nur noch in erhöhtem Masse, gilt vom Haurân, aber auch der Süden, Judäa, obwohl nicht so fruchtbar und schon stärker bevölkert, hat noch viel leeren Platz für neue Ansiedler.

Die Juden des heiligen Landes bilden keine homogene Masse, über welche man gleichmässig urteilen könnte. Die Bauern auf den Dörfern, die Städter in Jaffa und Haifa, sowie in den kleinen Plätzen leben mit wenigen Ausnahmen von ihrer Hände Arbeit. In den übrigen Städten, in Jerusalem, Safed, Tiberias und auch wohl in Hebron, sind die Sephardim meist Handwerker, Kleinhändler, Diener, Träger etc., die Spenden fallen nur ihren Rabbinern, den Chachamim, zu. Dagegen ist unter den Aschkenasim die Zahl Derjenigen, die gar keine Chalukah nehmen, sehr klein, und die Masse Derer, welche nicht genug von der Chalukah erhält, um davon leben zu können, wird trotzdem durch dieselbe an das Bettelbrot gewöhnt, auch wenn sie im Uebrigen zu arbeiten genötigt sind, weil die Chalukah zu klein ist. Sicherlich ist, wie zur Zeit die Verhältnisse noch liegen, diese Chalukah eine Notwendigkeit, aber gerechter könnte Manches in ihrer Verteilung schon sein. Dies gilt in erster Linie gerade von der deutschen Chalukah.

Die Zukunft Palästina's liegt nach jeder Richtung, und zwar nicht blos für unsere Glaubensgenossen, in der Entwickelung der Kolonisation, welche heute der grösste Kulturfaktor im gelobten Lande ist. Für unsere Brüder aber ist die Ausdehnung der Landwirtschaft und im Anschluss daran auch der Industrie geradezu eine Lebensfrage, denn die Chalukah wird immer kleiner, die Zahl der sie Beanspruchenden immer grösser, so dass auf den Einzelnen nur ein geringer und sich stetig vermindernder Teil entfällt. Es ist deshalb doppelt erfreulich, dass die Zukunft der Kolonisation mit gutem Recht als eine geradezu glänzende bezeichnet werden darf. Alle Erfordernisse, welche ihr Gedeihen bedingen, sind bis auf eines im heiligen Lande gegeben: guter, fruchtbarer Boden, ausreichender Platz für grosse Neuansiedlungen, genug arbeitseifrige Elemente unter den Juden, welche bereit sind, als Tagelöhner die Landwirtschaft zu erlernen, um später Bauern zu werden, und endlich gute Vorbilder in den bereits bestehenden Kolonien des Protektors. Nur Eines fehlt im heiligen Lande: das Geld, welches alle die vorhandenen Kräfte erst segenbringend zu erschliessen vermag. Dieses Kapital zu beschaffen, mit dem man so vielen in ihrem Geburtslande bedrängten und verfolgten Glaubensbrüdern eine neue Heimat gründen und einen guten, ausreichenden Erwerb zu sichern in der Lage wäre, muss Sache jedes

Freundes des heiligen Landes, wie jedes Philanthropen sein, der sich ein Herz für die Leidenden und Bedrängten bewahrt hat. Wenn meine Darstellungen hierzu beitragen werden, indem sie Vorurteile und Irrtümer über das gelobte Land zerstreuen und richtige Anschauungen verbreiten helfen, dann hätte meine Reise nach Palästina nicht nur mir selbst hohen Genuss bereitet, dann hätte sie auch einen wirklichen Nutzen gestiftet, und eben dies ist mein sehnlichster Wunsch und meine stille Hoffnung.

Druck: A. Weichert, Berlin NO.



Stanford University Libraries
3 6105 018 473 079

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

JAN 9 1997
DEC 14 1996
JAN 1 5 1997
28D JAN 1 6 1997
JAN 2 6 1997
FEB 1 5 1997
SEP 1 1 2004
OCT 3 1 2004
SEP 2 4 2004
JUN 3 6 2005